Impressum

Journal der Jugendkulturen Nr. 16, Frühjahr 2011
ISSN 1439-4324

Herausgeber: Archiv der Jugendkulturen e.V.
Fidicinstraße 3
10965 Berlin

Tel.: 030-694 29 34
Fax: 030-691 30 16
archiv@jugendkulturen.de
www.jugendkulturen.de

Redaktion: Daniel Schneider (V.i.S.d.P.), Gabriele Vogel
© 2011 Archiv der Jugendkulturen Verlag KG

|archiv| der jugendkulturen e.v.

Das Berliner Archiv der Jugendkulturen e. V. existiert seit 1998 und sammelt – als einzige Einrichtung dieser Art in Europa – authentische Zeugnisse aus den Jugendkulturen selbst (Fanzines, Flyer, Musik etc.), aber auch wissenschaftliche Arbeiten, Medienberichte etc., und stellt diese der Öffentlichkeit in seiner Präsenzbibliothek kostenfrei zur Verfügung. Darüber hinaus betreibt das Archiv der Jugendkulturen auch eine umfangreiche Jugendforschung, berät Kommunen, Institutionen, Vereine etc., bietet jährlich bundesweit rund 80 Schulprojekttage und Fortbildungen für Erwachsene an und publiziert eine eigene Zeitschrift – das *Journal der Jugendkulturen* – sowie eine Buchreihe mit ca. sechs Titeln jährlich. Das Archiv der Jugendkulturen e. V. legt großen Wert auf eine Kooperation mit Angehörigen der verschiedensten Jugendkulturen und ist daher immer an entsprechenden Reaktionen und Material jeglicher Art interessiert. Die Mehrzahl der Archiv-MitarbeiterInnen arbeitet ehrenamtlich.

Schon mit einem Jahresbeitrag von 48 Euro können Sie die gemeinnützige Arbeit des Archiv der Jugendkulturen unterstützen, Teil eines kreativen Netzwerkes werden und sich zugleich eine umfassende Bibliothek zum Thema Jugendkulturen aufbauen. Denn als Vereinsmitglied erhalten Sie für Ihren Beitrag zwei Bücher Ihrer Wahl aus unserer Jahresproduktion kostenlos zugesandt.

Weitere Infos unter www.jugendkulturen.de

Editorial

Lieber Leserinnen und Leser,

endlich erscheint das neue *Journal der Jugendkulturen*. Nachdem es im Herbst letzten Jahres keine neue Ausgabe gab, was den Umbrüchen im *Archiv der Jugendkulturen* und personellen Engpässen geschuldet war, gibt es jetzt wieder eine fast reguläre Ausgabe, präsentiert von einer neuen Redaktion.

Das Archiv hat letztes Jahr eine recht schwierige Zeit hinter sich gebracht, nun können wir aber wieder optimistisch in die Zukunft blicken. Nach der erfolgreichen Spendenaktion im vergangenen Herbst, die dazu diente, das Grundkapital für eine Stiftungsgründung zusammenzubekommen, hatten wir auch schon dieses Jahr Grund zur Freude: Die Verleihung des Kulturpreises 2010 der *Kulturpolitischen Gesellschaft e.V.* am 24. Februar. Die zu diesem Anlass gehaltene Laudatio von Prof. Ronald Hitzler findet sich noch einmal zum Nachlesen in dieser Ausgabe. Außerdem sind noch weitere lesenswerte Texte enthalten: Ein Essay von Andreas Plöger über Flyer und die Geschichten, die sie erzählen. Ein Aufsatz von Christine Auer über Baile Funk und die Rollen der in dieser Szene involvierten Frauen. Und ein Beitrag von Eberhard Seidel zu Islam und Islamismuskritik in Deutschland.

Der Rezensionsteil bietet auf rund einhundert Seiten eine Fülle an Besprechungen und Annotationen zu mehr oder weniger aktuellen, aber immer relevanten Neuerscheinungen. Trotz dieser Menge und der Vielfalt der Beiträge fehlen diesmal die Kolumne aus der Fanzineabteilung und die Besprechungen der Neuzugänge an Zeitschriften und Fanzines. Dies soll aber in der nächsten Ausgabe auch wieder anders werden.

Wir wünschen viel Vergnügen beim Lesen, bis zum nächsten Mal,

Daniel Schneider und Gabriele Vogel

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Alexander Kraus, Jahrgang 1983. Student der Sozialwissenschaften an der Universität Göttingen. Derzeit Praktikant im Archiv der Jugendkulturen.

Alexia Waller, Germanistin M.A

Andreas Plöger, studiert Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Erlangen. Außerdem tätig als DJ, Konzertveranstalter, Autor und Grafiker. Unter seinem Alias M. Pervere Kopf des Post-Industrial-Projects MAO (Melodic Abortion Orchestra).

Bettina Meinzinger, geb. 1981 in Regensburg, war Praktikantin im Archiv der Jugendkulturen, ist Magistra der Amerikanistik und der Geschichte und Gesellschaft Südasiens und arbeitet als Lektorin.

Bernd Hüttner, geboren 1966, Politikwissenschaftler. Regionalmitarbeiter Bremen und Koordinator des Themenfeldes „Geschichte“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Im Jahr 2000 Gründer des Archivs der sozialen Bewegungen Bremen. Zuletzt erschienen: Handbuch Alternative Medien (Neu-Ulm 2011, als Hg. zus. mit Gottfried Oy und Christiane Leidinger).

Christine Auer, 1983 geboren und studiert seit 2008 Vergleichende Kultur- und Religionswissenschaft in Marburg. Sie beschäftigt sich im Studium im Moment hauptsächlich mit Gender Studies und Jugendkulturen. Ihre regionalen Schwerpunkte sind Portugal, Spanien und Lateinamerika.

Daniel Schneider, Jahrgang 1979, M.A. in Nordamerikastudien und Europäischer Ethnologie. Mitarbeiter im Fanzine-Bereich und in der Redaktion des Journals der Jugendkulturen. Beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit US-amerikanischer Popkultur, Techno und Comics.

Eberhard Seidel, geboren 1955, Diplomsoziologe und Journalist. Veröffentlichung zahlreicher Bücher und Aufsätze zu den Schwerpunkten Rechtsextremismus, Islamismus, Migration und jugendliche Subkulturen, u. a. *Stadt der Vielfalt – Das Entstehen des neuen Berlin durch Migration* mit Sanem Kleff (2009). Seit August 2002 ist er Geschäftsführer von Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage. www.schule-ohne-rassismus.org

Gabriele Vogel, Jahrgang 1969, M.A. in Europäischer Ethnologie und Gender Studies, außerdem Bio-Kauffrau und Tischlerin. Mitarbeit im Archiv im Fanzine-Bereich und in der Bibliothek. Schwerpunkte: Skinhead- und Punk-Fanzines, politische Magazine. Lektorat und Redaktion des Journals der Jugendkulturen.

Holger Raschke (28 Jahre) ist Studierender der Soziologie sowie der Humangeografie und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit Fankulturen beim Fußball in Deutschland, aber auch

in anderen Ländern. Insbesondere interessieren ihn politische und gesellschaftliche Dimensionen des Fußballsports und der Fankultur. Beim Archiv der Jugendkulturen betreut er die Fanzinesammlung zum Thema Fußball.

Klaus Farin, Jahrgang 1958, Autor und Leiter des Archivs der Jugendkulturen e.V.

Lydia Busch, geboren 1979 in Sigmaringen, Buchhändlerin und Bibliothekarin. Mitarbeiterin im Archiv der Jugendkulturen.

Martina Rehmer, Kassenwartin des Vereins, unterstützt zudem als freie Mitarbeiterin das Archiv im Bereich Bibliothek. ABBA-Liebhaberin seit 1973, in unterschiedlicher Intensität; aufgewachsen in der DDR; Musik war immer ihr Hobby, mittlerweile ist sie als freiberufliche DJane unterwegs.

Matthias Jung, Jahrgang 1979, Dipl.-Geograph mit den Schwerpunkten Kulturgeographie, Entwicklungsforschung, Geographies of Resistance. Mitarbeiter im Archiv für Graffitiforschung des AdJ seit 2007.

Nadine Heymann, Jahrgang 1979, M.A. in Europäischer Ethnologie, Rechtswissenschaften und Erziehungswissenschaften; schreibt gerade ihre Doktorarbeit zum Thema Visual Kei; freie Mitarbeiterin.

Ralf Mahlich, lebt, arbeitet und studiert in Berlin. Neben dem Aufspüren sozialer Ungleichheiten beschäftigt er sich mit der Praxis und Theorie der Clubszene und des Plattendrehens.

Ricarda Vetter, geb. 1986, Studentin der Slawistik und Politikwissenschaft. Derzeit Praktikantin im Archiv der Jugendkulturen.

Ronald Hitzler, Jg. 1950, Professor für Allgemeine Soziologie an den Fakultäten 12 und 11 der Technischen Universität Dortmund, Mitglied des Fachkollegiums Sozialwissenschaften der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Weitere Informationen unter www.hitzler-soziologie.de.

Thor Wanzek, Dipl.-Reha-Pädagoge, seit 2002 Mitarbeit bei www.jugendszenen.com, freier Redakteur bei zahlreichen Fanzines, beschäftigt sich derzeit mit dem Wyrd des Metal und der Menschen dahinter.

Werner Fleischer, 1961 in Sinzig geboren, schulte nach seiner Ausbildung als Bankkaufmann zum Erzieher um. Er organisiert alle 2 Jahre die Magical Mystery Tour auf den Spuren der Beatles und ist einer der beiden Väter der Perry-Rhodan-Tage Rheinland-Pfalz.

Parallelitäten
Juvenile Welten erforschen mit Klaus Farin[i]

Von RONALD HITZLER

I.

Nachdem im Laufe der 1980er Jahre immer unübersehbarer geworden war, dass mit den überkommenen Strukturmodellen und Erklärungskonzepten die von den Menschen erlebte Wirklichkeit der Gegenwartsgesellschaft nicht mehr begriffen werden konnte, dass also eine andere Sicht jener vielfältigen und verwickelten Prozesse notwendig wurde, in denen wir uns in eine andere Moderne hinein bewegen, wurden in den 1990er Jahren unter vielen anderen auch solche Stimmen vernehmbarer, die das gängige Bild von „Jugend" und die vor allem die gängigen Techniken, dieses Bild immer wieder stereotyp zu reproduzieren, zunehmend kritisierten. In deutlicher Absetzung von und zum Teil auch in ausdrücklicher Entgegensetzung zur Standardbeforschung „der" Jugend entstanden – sozusagen im Schatten der ganz selbstverständlich weiterlaufenden und weiterhin finanziell massiv geförderten Groß-Erhebungen – mehr und mehr oft minutiöse Detailstudien zu vielerlei bis anhin kaum beachteten, weil der Oberflächenbetrachtung verborgenen Sonderkulturen jüngerer Menschen.

Klaus Farin war einer der ersten, die erkannt haben, dass nicht nur jede Rede von „der" Jugend obsolet, ja einfältig wurde, sondern dass all die inzwischen „entdeckten" Sonderkulturen Jugendlichen zwar genau das bieten, was mit dem „Abenteuer gleich um die Ecke" (Bruckner/Finkielkraut 1981) gemeint ist, dass sie in aller Regel aber durchaus keine exotischen Schattengewächse am Rande oder jenseits des Alltags junger Menschen sind; dass sie in ihrer (nach wie vor unüberschaubaren, weil ständig sich erweiternden) Gesamtheit vielmehr auch für die, die „nicht mit ganzem Herzen" (Farin 2008, S. 23) sich auf solche Sonderkulturen einlassen, längst die traditionell institutionalisierten Sozialisationsagenturen als Lieferanten zentraler Orientierungsangebote für die Sinnsuche heutiger Jugendlicher abgelöst haben. Und das ist auch gut so, denn noch nie waren die kulturellen Werkzeuge – oder wenn man so will: war das geistige Rüstzeug – gerade auch der Protagonisten der Sozialisationsagenturen – so stumpf wie heute, so veraltet, ja möglicherweise: so gefährlich für das, was „Morgen" zu tun sein wird (und da helfen auch alle möglichen Fort- und Weiterbildungsprogramme nicht wirklich).

Ich zitiere aus einem jüngeren Artikel von Klaus Farin (2010) in der *Jungle World*:

> „Da jede 14jährige weiß, dass Menschen ab 30 in der Regel ziemlich uncool werden, bevorzugen Jugendliche von vornherein Strukturen, in denen … ihnen Erwachsene allenfalls mit Geld und Infrastruktur zur Seite stehen. So existiert heute ein dichtes

> Netzwerk jugendlichen Engagements, das sich schon allein aufgrund seiner digitalen Kommunikationswege von älteren Jahrgängen weitgehend unbemerkt entfaltet …“

Anders ausgedrückt: Junge Menschen sind grosso modo darauf verwiesen, sich – auf durchaus unvorhergesehenen Wegen und nicht selten auf zumindest von Erwachsenen als problematisch empfundene Weisen – alle möglichen, ihnen zukunftstauglich erscheinende Kompetenzen anzueignen. Und diese Kompetenzen entwickelt und erprobt ein Großteil von ihnen eben mit „Gleichgesinnten“ zusammen in jenen kaum noch überschaubar vielzähligen und vielfältigen, größeren, kleineren und kleinsten juvenilen Parallelwelten, in denen ganz heterogene Themen wichtig und ganz unterschiedliche Verhaltensweisen angemessen sind.

Wenn folglich diese in Teil- und Teilzeitkollektiven von Peers geformten Parallelwelten nun aber eben keine randständigen Phänomene in den Lebenswirklichkeiten und Lebenswichtigkeiten junger Menschen sind, sondern so etwas wie deren existenzielle „Ankerplätze“, dann geht es dabei um nicht weniger als um in ihrer nachmaligen historischen Bedeutung kaum hoch genug einzuschätzende gesellschaftliche Kulturgüter. Und diese nicht nur zu bewahren, sondern auch für jeweils Nicht-Eingeweihte begreifbar und verstehbar zu machen, war wohl der wesentliche bzw. entscheidende Impuls dafür, vor rund 13 Jahren das *Archiv der Jugendkulturen* zu initiieren.

II.

Nun wird ja bekanntlich, so Helmuth Plessner (1981, Vorwort zur 2. Auflage, S. 34) „in der Welt mehr gedacht, als man denkt.“ Und in diesem speziellen Fall dachten ein paar hundert Kilometer westlich von hier einige Sozialforscher mit jeweiligen Leidenschaften für einzelne Jugendkulturen etwa zur gleichen Zeit daran, eine möglichst „flächendeckende“ Kartographie der Jugendszenen-Landschaft auf den Weg zu bringen. So entstand, zunächst ganz unabhängig und unbeeinflusst vom AdJ, gleichwohl quasi in einer Art „Parallelaktion“, das, was später von anderen als „DoSE“, als *Dortmunder Szenen-Ethnographie* bezeichnet worden ist. Diese DoSE hat dann, unter anderem, ihren „Ort“ und ihren populären Ausdruck in dem anhaltend betriebenen Internet-Portal *jugendszenen.com* gefunden.

Völlig ungeachtet der unterschiedlichen äußeren Form, der divergenten Größenverhältnisse und der gar nicht miteinander zu vergleichenden öffentlichen Relevanz haben sich zwischen dem AdJ und der DoSE schnell vertrauensvolle und bald auch freundschaftliche Kooperationen entwickelt. Gleichwohl lässt sich von Anfang an und bis heute auch eine gravierende Diskrepanz in der Motivation der jeweiligen Protagonisten nicht übersehen: Die Freundinnen und Freunde vom Archiv verstehen und betreiben dieses – auch – als Aktivposten der pädagogischen und kulturpolitischen Praxis (vgl. Farin z.B. 2008, S. 36). Die DoSEn hingegen folgen, so weit es irgend geht, jener aus der TV-Saga *Star Trek* bekannten

„Obersten Direktive“: „Nothing has to be done!“ – und verstehen sich ganz entschieden nicht als Praktiker, sondern als soziologische Zuschauer dieser pädagogischen und kulturpolitischen Praxis.

Lassen Sie mich diese Haltung mit einer kleinen Anekdote illustrieren: Als Robert Ezra Park, der große Pionier der legendären *Chicago School of Sociology* einmal gefragt wurde, ob er in einem bestimmten städtischen Problemfall etwas Gutes getan habe, antwortete er ziemlich ärgerlich: „Not a damn thing“. Selbstredend hat Park nichts moralisch intendiert Gutes getan. Schließlich war er ein Soziologe und als solcher eben dezidiert kein (Sozial-)Politiker und kein (Sozial-)Pädagoge. Vereinfacht gesagt: Politiker wie Pädagogen müssen prinzipiell Moralisten sein, sonst können Sie nicht politisch und pädagogisch wirken (in welcher Richtung von Ordnungs- und Erziehungsidealen auch immer). Jugendsoziologen hingegen müssen grundsätzlich Amoralisten oder zumindest allen wo und wie auch immer vorfindlichen Moralismen gegenüber zumindest indifferent sein, sonst können sie vielleicht zwar Jugend erforschen, aber gewiss nicht mit jenem werturteilsenthaltsamen Blick, der es wert ist, gesellschaftlich subventioniert zu werden.

Aber auch wenn das AdJ nicht nur in kulturpolitischer Hinsicht preiswürdig, sondern unverkennbar auch „in pädagogischer Mission“ unterwegs ist (z.B. mit *Culture on the Road*), und auch wenn die DoSE unzweifelhaft „rein“ soziologisch, d.h. dezidiert und explizit nicht pädagogisch motiviert und legitimiert ist, stimmen unsere Ideen doch insofern wieder völlig überein, als das, was vom AdJ aus gemacht wird, nicht den formalpolitischen und normalpädagogischen, und das, was in der DoSE gemacht wird, nicht den mainstreamsoziologischen Konventionen entspricht. Wir treffen uns mit dem, was wir wollen und tun, aber nicht nur in der Negation des Konventionellen, sondern auch in dem, worum es uns im positiven Sinne geht: Unser beider Forschungsansatz ist vor allem anderen ein ethnographischer.

III.

Unter einem ethnographischen Forschungsansatz verstehen wir weitgehend einvernehmlich: die Erkundung eines hinlänglich abgrenzbaren Kommunikations- und Interaktionszusammenhanges, kurz: eines identifizierbaren sozialen Feldes. Um eine solche Erkundung durchführen zu können, muss man zu den Menschen, für die man sich interessiert, hin gehen und sozusagen „unter ihnen“ sein. Ethnographie in dem von uns gemeinten Sinne unterscheidet sich somit (deutlich) von standardisierten Erhebungen hier, aber auch von sogenannten „qualitativen“ Einzel-Verfahren da. Ethnographie in dem von uns gemeinten Sinne zielt typischerweise auch nicht ab auf eine Kritik der das je untersuchte Feld kennzeichnenden Praktiken, sondern auf ein Verstehen dessen, was im je untersuchten Feld geschieht, und darauf, das (mitunter befremdliche) soziale Geschehen auch für nicht daran Beteiligte verständlich(er) zu machen.

Für die Protagonisten der DoSE auf jeden Fall, so weit ich das einzuschätzen vermag aber auch für die Freunde vom Archiv würde ich das, was wir als Ethnographen tun, sogar noch präziser qualifizieren: Worum uns zu tun ist, das ist nämlich nicht nur irgendeine Art von Ethnographie, nicht nur irgendeine Art von Beschreibung dessen, was die Menschen tun, für die wir uns interessieren. Worum uns beiden zu tun ist, das ist meines Erachtens das, was man im Fachjargon als „lebensweltanalytische Ethnographie" bezeichnet: Bei der lebensweltanalytischen Ethnographie geht es vor allem um das Verstehen dessen, wie die Menschen, für die wir uns interessieren, die Welt sehen; um das Verstehen dessen, was ihnen (jeweils) wichtig ist und was sie ihrem Selbstverständnis nach wie und warum tun und lassen, usw.

Über die Methoden, mit dem sich dieses Verstehens-Programm am besten realisieren lässt, mögen wir im (bislang noch nicht wirklich herausgeforderten) Entscheidungsfalle streiten. Über die Theorien, die man dabei zu Rate ziehen sollte bzw. die sich plausibel aus der Empirie begründen lassen, mögen wir durchaus uneins sein – und mit „wir" meine ich an dieser Stelle ganz konkret den älteren Raver-Glatzkopf im Anzug und den auch nicht mehr ganz jungen Restlocken-Punk an seiner Seite. Solcherlei Differenzen sind für uns beide aber nicht wirklich von Bedeutung gegenüber dem, worin wir uns – sozusagen von Anfang an (und der Anfang war für das AdJ und für die DoSE im Jahr 1997) – einig sind. Einig sind wir uns über das, was wir als unser „Kerngeschäft" begreifen: Dieses „Kerngeschäft" besteht darin, nicht über die Köpfe derer hinweg zu forschen, für die wir uns interessieren, sondern möglichst „durch deren Augen hindurch" ihre Welt, genauer natürlich: ihre Welten, zu rekonstruieren.

IV.

„Sie wissen sicherlich, dass schon heute in Deutschland mehr als 600 lebende Jugendkulturen, sog. artificial tribes, existieren", hat Klaus Farin in seinem bereits vor zehn Jahren erschienenen Bestseller *generation-kick.de* (2001, S. 206, München: Beck) geschrieben. Und damit, mit diesem ganzen Buch, hat er vor allem einmal mehr der konventionellen Jugendforschung hinter deren taube Ohren geschrieben, dass die alten Gesellschaftsmodellierungen ebenso wenig wie die einschlägigen Massendatenerhebungen und die damit einhergehenden, massenmedial verbreiteten Fremd-Bilder noch dazu taugen, die Welten zu erfassen, ja überhaupt in den Blick zu bekommen, in denen Jugendliche heutzutage leben. Dieses von vielen Erwachsenen kaum je gesehene, geschweige denn eingesehene Leben vollzieht sich, wie gesagt, im Wesentlichen in mannigfaltigen jugendkulturellen Parallelwelten.

Wenn man diese Parallelwelten „verstehend" erkunden will, dann ist die Orientierung an einem jener – hier natürlich völlig aus dem Zusammenhang gerissenen – berühmten Sätze aus

Goethes *Faust*: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen“[ii] vielleicht nicht unverzichtbar, zumindest aber überaus nützlich. Anders ausgedrückt: Dafür, in jugendkulturellen Parallelwelten unterwegs zu sein, erscheint uns als „ideale“ Haltung jene mentale Disposition, die ich „Juvenilität“ zu nennen vorschlage. Mit solcher „Juvenilität“ ist allerdings keineswegs jene Anbiederungscamouflage intendiert, wie wir sie von sogenannten „Berufsjugendlichen“ kennen, die naiver Weise glauben, mit etwelchen pseudo-kumpulösen Nachahmungsstrategien einen „besseren Draht“ zu bekommen zu – dann auch noch oft als „problematisch“ geltenden, also Probleme machenden – jungen Leuten (vgl. Farin 2008, S. 31).

Gemeint ist mit „Juvenilität“ vielmehr eine Art altersloses „Mindset“ in dem Sinne, dass auch wenn unsere Gesellschaft altert, das Phänomen Jugendlichkeit mit seinen Konnotationen von Vitalität und Erlebnisorientierung – auch demografisch – keineswegs dahinschwindet, sondern im Gegenteil sich in der Gegenwartsgesellschaft rapide ausbreitet. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, dass „Jugendlichkeit“ zunehmend bzw. zusehends eben keine Frage des Alters mehr ist, sondern eine Frage der Einstellung zur Welt.

Diese Einstellung, die symptomatischer Weise das argwöhnische Interesse von (mental) Erwachsenen weckt, weil sie mit „sonderbaren“ Wichtigkeiten und Wertsetzungen einhergeht, breitet sich immer weiter aus und streut über immer mehr Altersgruppen hinweg – und erfasst immer mehr Lebensbereiche von immer mehr Menschen: Juvenilität, verstanden als Geisteshaltung dezidierter Selbst-Entpflichtung wird dementsprechend nicht mehr nur in einer bestimmten Lebensphase, sie wird vielmehr prinzipiell zur kulturell-mentalen Alternative gegenüber der Lebensweise des Erwachsenseins (vgl. Hitzler 2006). Klaus Farin hat das aus dieser mentalen Disposition resultierende Zivilisationsrisiko vor Kurzem in gekonnter Ironie auf den entscheidenden Punkt gebracht: „Irgendwie sind wir doch alle jugendlich. Nur, wenn wir alle Jugend sind: Wer ist dann zukünftig schuld am Untergang des Abendlandes?“ (Farin 2010).

V.

Bei all den Parallelen, die ich hier gezogen habe, fragt man sich vielleicht, ob hier der Dortmunder Szene-Ethnograph dem *Archiv der Jugendkulturen* den Preis, der diesem heute verliehen wird, womöglich neidet. Das tue ich aber ganz und gar nicht. Und das hat vor allem zwei Gründe: Erstens verleiht diesen Preis die *Kulturpolitische Gesellschaft e.V.*, und diese, so entnehme ich erwartungsgemäß dem Grundsatzprogramm, setzt sich ein „für eine öffentlich verantwortete und auf allen institutionellen Ebenen aktiv gestaltende Kulturpolitik.“ Wir DoSEn aber wollen ganz aus- und nachdrücklich nicht gestalten, sondern all den engagierten Akteuren um uns herum beim Gestalten einfach zuschauen**.**[iii]

Dass ich mit dieser kleinen Rede in Ihrer Runde sozusagen zwangsläufig, wenn auch nur „aus der zweiten Reihe“ ebenfalls ein klein wenig mitgestalte, nehme ich lediglich billigend in Kauf dafür, dass ich hier – nicht nur als Juvenilitätskulturensoziologe, sondern auch als Mitglied des Vorstandes der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* – die Gelegenheit habe, insbesondere auch auf die – in der konventionellen Jugendforschung noch keineswegs wirklich erkannte, geschweige denn anerkannte – wissenschaftliche Relevanz des Archivs der Jugendkulturen hin zu weisen (ich zitiere aus dem auf der AdJ-Website publizierten Stiftungsschreiben der DGS):

> „Das *Archiv der Jugendkulturen* umfasst Sammlungen von Artefakten (insbesondere Text-, Bild- und Videomaterialien) nachgerade aller Jugendkulturen in Deutschland seit den 1950er Jahren. Dieses weltweit einmalige Archiv wurde ohne Grundfinanzierung und ohne laufende Förderung aus öffentlichen Händen seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre auf- und seither ständig ausgebaut. Es steht für alle Arten von Forschungen zur Verfügung und wird auch von mit Jugendphänomenen befassten Soziologinnen und Soziologen für einschlägige Recherchen intensiv genutzt. Die *Deutsche Gesellschaft für Soziologie* (DGS) unterstützt die zwischenzeitlich kaum noch verzichtbare Arbeit des *Archivs der Jugendkulturen* deshalb nachdrücklich – nicht nur ideell, sondern auch durch finanzielle Beteiligung an der die Zukunft dieser Einrichtung sichernden gemeinnützigen Stiftung.“

Das nämlich ist der zweite, mir weitaus wichtigere Grund dafür, dass ich diese in vielerlei Hinsicht staunenswerte Einrichtung als ausgesprochen preisenswert und eben auch als hochgradig preiswürdig erachte: Während wir universitär bestallten Wissenschaftler unsere Initiativen in der Regel zwar nicht gerade wohldotiert, aber immerhin hinlänglich alimentiert beginnen und voran treiben können, gibt es, so weit ich weiß, nach wie vor keine „öffentliche Hand“, die so etwas wie eine Grundsicherung des *Archivs der Jugendkulturen* gewährleistet. Im Wesentlichen ist es vielmehr das persönliche Einkommen des unermüdlichen Publizisten Klaus Farin, mit dem dieser seit 13 Jahren „den Laden am Laufen“ und nicht selten mehr als mühsam die finanziell stets schwankende Arche des Archivs „über Wasser“ hält. Und es ist eine Handvoll Menschen, die – fast ebenso „verrückt“ wie er – mit ihm zusammen aus dem, was für sie eben gerade noch mach- und lebbar ist, das Beste machen, was sie sich in ihrem Leben vorstellen können. Unzweifelhaft sind sie gemeint, wenn in der Begründung der Preisverleihung „das beispielhafte Engagement der Verantwortlichen beim Aufbau und Betrieb dieser Einrichtung“ gewürdigt wird.

Und ich zögere nicht, zu konstatieren, dass ohne dieses auf die nachgerade unglaubliche private Initiative von Klaus Farin hin vor 13 Jahren gegründete *Archiv der Jugendkulturen* keineswegs nur die außerwissenschaftliche, sondern ebenso die wissenschaftliche Erforschung von mit dem Attribut „jugendlich“ konnotierten bzw. konnotierbaren Kulturen heutzutage eigentlich kaum

noch denkbar ist: Hier stehen eine Vielzahl je einmaliger Sammlungen von Artefakten nachgerade aller Jugendkulturen seit den 1950er Jahren für jede Art interner und externer Recherchen bereit. Hier werden vielfältige eigene Forschungen durchgeführt, Forschungen andernorts angeregt und einschlägige Kommunikationsnetzwerke gepflegt. Und hier findet nicht zum wenigsten eine ebenso rege wie nachhaltige Aufklärungsarbeit und Publikationstätigkeit statt. Seit wir 2002 das Internet-Portal *jugendszenen.com* online gestellt haben, arbeiten wir, wie gesagt, mit den Protagonisten des *Archivs der Jugendkulturen* nicht nur eng und vertrauensvoll zusammen. Für uns selber ist die *Dortmunder Szenen-Ethnographie* ohne die ständige Kooperation mit dem Berliner Archiv eigentlich kaum vorstellbar. Dementsprechend scheue ich mich nicht, das *Archiv der Jugendkulturen* als zwischenzeitlich unverzichtbares geistiges und eben auch räumlich lokalisierbares Zentrum jeder seriösen und um Verstehen bemühten Beschäftigung mit Jugendkulturen zu bezeichnen – sei diese Befassung nun wissenschaftlich oder außerwissenschaftlich.

VI.

Klaus Farin ist selbstverständlich nicht das *Archiv der Jugendkulturen*. Ohne Klaus Farin aber gäbe es diese Schatzkammer unserer in vielfältiger Weise juvenil geprägten Gegenwartskultur gewiss nicht. Mit kaum glaublichem persönlichem und finanziellem Engagement hat er mit diesem Archiv eine Institution geschaffen und ständig weiter ausgebaut, die ohne Regelförderung unterhalten werden muss, und die ob ihrer Größe und Komplexität in der bisherigen Form gar nicht mehr länger hinlänglich stabil weitergeführt werden konnte. Ich bin deshalb sehr erleichtert darüber, dass es im Herbst letzten Jahres gelungen ist, *Respekt!* zu gründen, die das *Archiv der Jugendkulturen* nunmehr tragende gemeinnützige „Stiftung zur Förderung von jugendkultureller Vielfalt und Toleranz, Forschung und Bildung".

Mit Preisen kann man Institutionen auszeichnen. Damit, dass sie eben dies tut, setzt die Kulturpolitische Gesellschaft ein wichtiges Zeichen. Promovieren kann man hingegen nur Menschen. Wir Wissenschaftler täten gut daran, Klaus Farin dafür, dass und wie er die „parallelen" Lebenswelten junger und jugendlicher Menschen im besten Wortsinne studiert und zu studieren ermöglicht, die Ehrendoktorwürde zu verleihen.[iv]

Literatur:

Bruckner, Pascal/Finkielkraut, Alain (1981): Das *Abenteuer gleich um die Ecke*. München: Hanser

Farin, Klaus (2001): *Generation Kick.de*. Jugendsubkulturen heute. München: Beck

Farin, Klaus (2008): *Über die Jugend und andere Krankheiten*. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag

Farin, Klaus (2010): „Schlimmer wird's immer". In: *Jungle World* Nr. 51, 23. Dezember 2010

Hitzler, Ronald (2006): „Wird Jugendlichkeit zum Zivilisationsrisiko?“ In: Robertson-von Trotha, Caroline Y. (Hrsg.): *Vernetztes Leben. Soziale und digitale Strukturen* (Heft 12 der Reihe *Problemkreise der Angewandten Kulturwissenschaft* des ZAK). Karlsruhe: Universitätsverlag, S. 87-98

Plessner, Helmuth (1981): „Die Stufen des Organischen und der Mensch“. Ders.: *Gesammelte Schriften IV*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

[i] Laudatio anlässlich der Vergabe des Kulturpreises 2010 der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. an das Archiv der Jugendkulturen am Donnerstag, dem 24. Februar 2011 im AdJ in Berlin.

[ii] „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, / Wenn es nicht aus der Seele dringt / Und mit urkräftigem Behagen / Die Herzen aller Hörer zwingt. / Sitzt ihr nur immer! leimt zusammen, / Braut ein Ragout von andrer Schmaus / Und blast die kümmerlichen Flammen / Aus eurem Aschenhäuschen 'raus.“ (Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust. Der Tragödie Erster Teil*).

[iii] Das ist z.B. dem Vorstandsvorsitzenden dieser Gesellschaft wohlbekannt, und das ist hoffentlich auch in dem deutlich geworden, was ich über das Verhältnis von Soziologie einer- und Politik und Pädagogik andererseits gesagt habe.

[iv] An der Universität Bayreuth zum Beispiel ist ja soeben ein nur leicht gebrauchter Doktortitel frei geworden…

Verleihung des Kulturpreises

Eindrücke von der Verleihung des Kulturpreises der *Kulturpolitischen Gesellschaft e.V*. am 24. Februar 2011 im *Archiv der Jugendkulturen*



Die Bundestagsabgeordnete Prof. Monika Grütters während ihres Grußwortes





Dr. Iris Magdowski (Vizepräsidentin der *Kulturpolitischen Gesellschaft*) bei der Übergabe der Urkunde an Klaus Farin



Prof. Dr. Ronald Hitzler während seiner Laudatio



Der Liedermacher Manfred Maurenbrecher und Band sorgten für das musikalische Programm



Papier zum Sprechen bringen

Ein kurzes Plädoyer zur Aufarbeitung von Szene-Geschichte(n)

TEXT und BILDER: Andreas Plöger

Steht man vor einer Wand voll mit alten Flyern, Werbung für schon lange vergangene Partys und Konzerte, beginnt man sich zu fragen, was bleibt. Was bleibt, sind zwei Dinge: Papier und Erinnerung. Gesetzt den Fall, man hat das Papier aus Gründen der Erinnerung aufgehoben. Dass dem so ist, verrät diese Wand ja. Betrachtet nun ein Fremder das wilde Sammelsurium, dann sieht er nette Motive, Daten und Namen. Mit Glück verbindet er mit dem ein oder anderen Wortfetzen etwas, doch Flyer erzählen keine Geschichten, nicht einzeln und für sich genommen. Was hängt alles an so einem Stück Papier? Flyer sind nicht nur Werbemittel, die ab einem bestimmten Punkt A in der Vergangenheit in Umlauf gebracht wurden, um auf einen kommenden Punkt B hinzuweisen. Sie sind mehr. Nur wie bringen wir sie zum Sprechen?



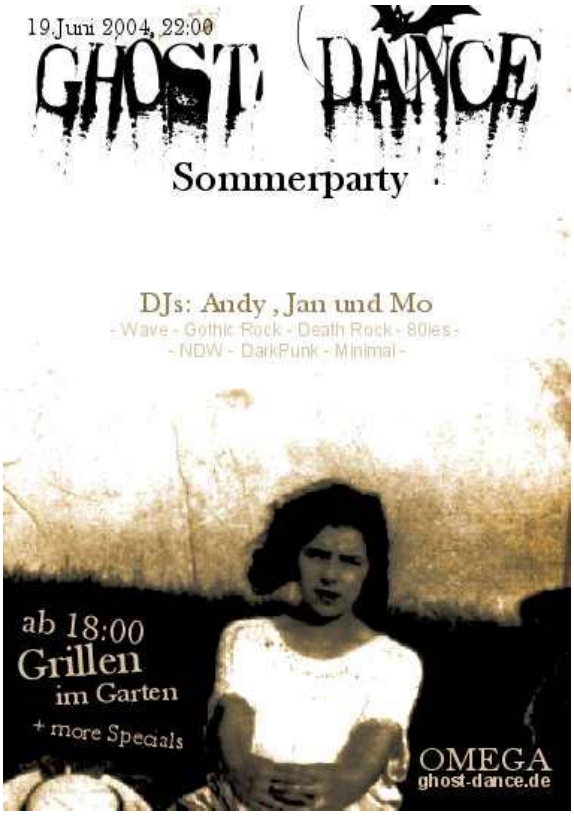
Um meinen Gedankengang besser nachvollziehen zu können, habe ich ein ganz persönliches Beispiel gewählt. Zu Beginn des neuen Jahrtausends erlebten Gothic Rock, Death Rock und die morbide Interpretation des Postpunk u.a. dank Künstlern wie *Cinema Strange* (USA),

Bloody Dead & Sexy (D) und *Diva Destruction* (USA) in der deutschen Gothic-Szene und nicht nur dort ein beachtliches Comeback. Begleitet und weiter befördert wurde dies von einer Vielzahl entsprechender Special-Interest-Partys (z.B. *Pagan Love Songs*, *Trashcave*, *Gothic Pogo Party*, *Undercover of Darkness*, *SexBeat*, später *Strange Night*, *Bat Society* und *Skeletal Remains*) mit bundesweitem Einzugsgebiet und damit verbundener medialer Aufmerksamkeit in Szenekreisen. Nicht zuletzt deshalb wirkte dies in der ersten Hälfte des letzten Jahrzehnts in gewissem Grad in die gesamte Szene zurück und machte den Sound der 1980er wieder hoffähig. Als Oberbegriff für jenes "Revival" und die stereotypisch klar vom Rest der Szene abgrenzbaren Fans etablierte sich auf dem europäischen Festland der Begriff "Batcave", der allerdings mehr ästhetisch als musikalisch besetzt war und auch heute noch ist. Unser Beitrag zu diesem Phänomen war die Partyreihe *Ghost Dance*, die zwischen 2003 und 2009 im beschaulichen Erlangen stattfand und Gäste aus ganz Deutschland und sogar aus Frankreich, Österreich, Dänemark und Polen anzog. Leitgedanke war die Verbindung von Konzerten aus dem Wave-/Gothic-/Death-Rock-Bereich und einer Discoveranstaltung mit ähnlichem Schwerpunkt an einem Abend mit ausgefallener Dekoration bei gleichzeitig möglichst niedrigem Eintrittspreis. Doch genug erklärt, weiter zum Thema.

Denke ich heute an die erste *Ghost Dance*-Veranstaltung zurück, dann ist der zugehörige Flyer vor allem eines: ziemlich dilettantisch und simpel. Neben dem Logo der Veranstaltung und den Schriftzügen der auftretenden Bands nebst Genre-Bezeichnungen findet sich noch ein Hinweis auf die Adresse des Veranstaltungsortes, Termin und Eintrittspreis, die Homepage der Veranstaltung, sowie eine Liste der DJs mit einer kurzen Anmerkung zu ihrem Hintergrund und den zu erwartenden Musikstilen. Dass es vor 2003 keine *Ghost Dance*-Flyer gegeben hat, sagt dem unbedarften Betrachter, dass diese Party zum ersten Mal stattfand. Erzählt uns das nun irgendetwas über den Abend selbst? Nein, der Flyer schweigt. Es wäre im übrigen auch ziemlich merkwürdig, wenn die mit der Zeit etwas verblasste Druckerschwärze plötzlich zu sprechen begänne.

Wie bringt man diesen relativ informationsarmen Flyer nun dazu, eine Geschichte zu erzählen? Man muss ihn in Bezug setzen, seiner Zeit, seinem Entstehungsumfeld (siehe oben) zuordnen. Doch damit haben wir erst einen Kontext, keine Geschichte. Viele Geschichten beginnen mit einer Frage, nur welche Frage ist die richtige? Dieses einfache Stück Papier verrät uns nämlich je nach unserer Frage, unserem Erkenntnisinteresse, ganz unterschiedliche Dinge. Einfache, aber völlig legitime Fragen wären zum Beispiel: Welche Szenebands waren zu dieser Zeit angesagt und warum? War die Veranstaltung innovativ oder gliederte sie sich in einen allgemeinen Trend ein? Eine Geschichte erzählt der einsame Flyer aber trotzdem nicht, er wird höchstens zum Erfüllungsgehilfen anderer Geschichten. Um ihm seine ureigene Erzählung zu entlocken, reicht er allein nicht aus. Welche Quellen können wir also noch hinzuziehen? Besagte Internetseite der Veranstalter, zusätzlich die der Bands, die des Veranstaltungsortes. Sie verraten uns, wann die Veranstaltung angekündigt wurde, etwas über

die Köpfe hinter ihr, die auftretenden Künstler und das Konzept. Über den Erfolg und Verlauf des Abends erfahren wir möglicherweise etwas im Gästebuch der *Ghost Dance*-Seite und in einschlägigen Internetforen, so sie noch nicht im digitalen Nirvana verschwunden sind. Letzteres ist 2010 größtenteils – nicht nur im Bezug auf *Ghost Dance* – leider der Fall. Die Gründe hierfür liegen zum einen daran, dass der "Hype" schon Ende des letzten Jahrzehnts längst seinen Zenit überschritten hatte und viele Seiten im Zuge dessen verwaisten und folglich offline gegangen sind (u.a. auch besagte *Ghost Dance*-Homepage). Zum anderen an der sukzessiven Ablösung "klassischer" Kommunikationsplattformen wie Internetforen und Newsgroups durch funktional wesentlich umfassendere Angebote wie *Myspace* oder *Facebook*.





Zu der Publikumsresonanz stoßen ferner Fotos von der Veranstaltung, veröffentlichte Playlists und nach geglückter Recherche auch die Umsatzzahlen des Clubs für diesen Abend. Die Antworten auf die Fragen, die wir an den Flyer stellen, werden anhand der zu Tage geförderten Fakten, Eindrücke und dem Hinzuziehen neuer Quellen also greifbarer. Genug Material für eine kurze Erzählung hätten wir. Auch wenn sie so speziell wäre, dass die wenigsten größeres Interesse dafür entwickeln würden. Glücklicherweise hat unsere Wand mehr zu bieten, mehr Flyer mit dem *Ghost Dance*-Logo, Bandnamen, DJs, Genres. Flyer deren Gestaltung sich nach und nach entwickelt und verändert hat. (vgl. Abb. 1-5) Musikstile die hinzugekommen und weggefallen, Preise, die gesunken und gestiegen sind. Brüche

werden offensichtlich, aber auch neue Ideen und Ansätze, die man einer allgemeinen Entwicklung - so denn feststellbar - gegenüberstellen kann. Stoff für neue Fragen.

Vor uns liegen fünf Papierfetzen. Mehr Texte, mehr Fotos, Resonanz in Magazinen. Alle zusammen ergeben genug Stoff für eine Geschichte, die nicht nur für die Besucher der einzelnen Abende interessant sein kann. Die Motivationen und Gedanken derer, die diese Party ins Leben gerufen und weitergeführt haben, bleiben uns aber vorerst verschlossen, da sie bis auf ein kleines Schreiben zum Konzept auf der Homepage nirgends veröffentlicht wurden. Wie auch immer: der Flyer redet mit uns. Zu diesem einen Punkt B kommen noch C, D, E, F, G und viele andere, die wir miteinander verbinden können. Wir können eine Geschichte erzählen. Eine Geschichte, die ebenso Teil, Produkt, aber auch Anlass vieler weiterer Geschichten war und ist.

Was bleibt, sind also nicht nur ein paar Stück Papier und flüchtige Erinnerungen, sondern eine noch nicht erzählte Geschichte. Wenn wir anfangen, Dinge wie diese aufzuarbeiten, vielleicht aufzuschreiben, dann können Geschichten nicht nur Bericht, sondern auch Inspiration werden. Wenn wir kritisch betrachten, was war, ist und bleibt, dann stellen unsere Geschichten unsere Erinnerungen, aber auch das Jetzt immer wieder auf den Prüfstand. Das Schönste daran ist aber vor allem, dass Geschichten nie aufhören und uns an jeder Ecke auflauern.

Wir müssen dafür nur Papier zum Sprechen bringen.



Weiterführende Literatur zu Gothic & Death Rock:

Mercer, Mick (2009): *Music to Die for. The International Guide to the Last Great Underground Scene*. London: Christian Res Pr.

Thompson, David & Borchardt, Kirsten (2003): *Schattenwelt. Helden und Legenden des Gothic Rock*. Innsbruck: Hannibal.

Hässlich, aber im Trend

Feministische Utopien im brasilianischen Baile Funk

Von CHRISTINE AUER

Samstagabend in einer Favela in Rio de Janeiro. Eine junge Frau steht auf einer Bühne und schreit zu dumpfen, eingängigen Beats immer wieder dieselben Zeilen – aggressive, explizit formulierte Aufforderungen zu verschiedenen Sexstellungen, begleitet von den Rufen des begeisterten Publikums. Die Frau ist im achten Monat schwanger, doch auch ohne Babybauch würde sie keinem der gängigen Schönheitsideale entsprechen.

Die Szene stammt aus dem Dokumentarfilm *Sou feia mas tô na moda*, übersetzt etwa „Ich bin hässlich, aber angesagt“, für den die brasilianische Regisseurin Denise Garcia 2004 vor allem weibliche Musikerinnen des brasilianischen Funk begleitet und interviewt hat. Die damals mit ihrem dritten Kind hochschwangere Sängerin heißt Tati Quebra-Barraco, und sie ist eine der bekanntesten und erfolgreichsten weiblichen MCs dieses Musikgenres, das aus demselben Umfeld stammt wie Tati und viele andere Funkeiras selbst: Aus der Cidade de Deus, aus Favelas wie Rocinha oder Cantagalo – kurz, aus der Peripherie Rios, die mit dem Glanz der Copacabana-Mainstreamkultur der Mittel- und Oberschichtviertel der Stadt ungefähr so viel gemeinsam hat wie der Funk selbst mit der Musik eines James Brown. Mit seinen vom Miami Bass der 1980er Jahre beeinflussten Beats, dem Sprechgesang der MCs und den Samples aus verschiedensten Musik- und Tonfetzen steht das Genre vielmehr für Favela-Kultur in Reinform – und wird von den Medien üblicherweise genauso verteufelt wie alles andere, was aus den Armenvierteln kommt. Die Liste der Vorwürfe ist lang: Der Funk rufe zu Gewalt auf, glorifiziere die Drogenbosse – und sei sexistisch und frauenfeindlich.

Tatsächlich war die Rolle der Frauen im Genre lange klar definiert: Sie sorgten als professionelle Tänzerinnen auf der Bühne für Stimmung und waren als Sexualobjekt Motiv zahlreicher Texte, die die muskulösen und mit Goldketten behängte Rapper auf der Bühne präsentierten.

Es ist unumstritten, dass der brasilianische Funk – nach dem Adjektiv für Rio auch häufig Funk Carioca genannt – auch heute noch auf sexistischen und frauenfeindlichen Elementen basiert. Offensichtlich wird dies nicht nur in den Texten, sondern vor allem in der kulturellen Praxis der „Bailes“ genannten Funk-Partys: Frauen schwingen ihre knapp bekleideten Hinterteile in extrem lasziven Posen vor den Gesichtern der Männer, die üblichen Tanzschritte spielen – passend zu den Liedtexten – auf als bei brasilianischen Männern besonders beliebt geltende sexuelle Praktiken wie Analverkehr an. Inhaltlich besonders stark

thematisiert wird Sexualität im so genannten „Funk Sensual“, einem Subgenre des Baile Funk, das sich durch seine erotischen Textmotive auszeichnet.

Doch gerade dort werden Frauen wie Tati nun immer präsenter, und zwar nicht mehr nur als Tänzerinnen, sondern auch als MCs, also als Schöpferinnen und Performerinnen ihrer eigenen Texte – die nicht weniger sexuell explizit sind als die der Männer. Wie ist diese Entwicklung zu verstehen?

Für Denise Garcia ist die Sache klar: In einem Interview zu ihrem Film proklamiert sie einen „neuen Feminismus“ des Funk, in dem Frauen nicht mehr nur passive Objekte seien, sondern aktiv Macht und Kontrolle demonstrierten – über sich selbst, über ihren Körper und ihre Sexualität. Laut der Regisseurin kämen die neuen weiblichen MCs ohne Konfrontation aus, karikierten dafür spielerisch-anzüglich die Macho-Gesellschaft, woran sowohl Frauen als auch Männer Spaß hätten.

Doch ist das wirklich Feminismus, oder handelt es sich um eine Anpassung der Frauen an eine von Machismo und roher Gewalt geprägte Szene? Werden sie dadurch nicht vielmehr zu Verräterinnen am eigenen Geschlecht, wie Journalisten wie Klaus Hart, Brasilien-Korrespondent der Bonner Informationsstelle Lateinamerika e.V., kritisieren? Und wie geht die Wissenschaft mit diesem Thema um?

Kultur- und Sozialwissenschaften haben den Baile Funk bisher kaum als Forschungsgegenstand erschlossen. Eine der Ausnahmen bietet die Ethnographie des US-amerikanischen Kultur- und Literaturwissenschaftlers Paul Sneed „Favela Utopias. The Bailes Funk in Rio’s Crisis of Social Exclusion and Violence“, die sich mit der Funktion des Funk für die Favela-Bewohner beschäftigt. Der Text entstand im Rahmen einer größeren Studie über Funk, die von der Universität von Wisconsin-Madison und einigen US-amerikanischen Stiftungen unterstützt wurde. Sneed untersuchte das Phänomen des Baile Funk hauptsächlich durch teilnehmende Beobachtung, Interviews und der Lektüre von Songtexten. Er lebte einige Jahre in der Favela Rocinha und bezeichnet sich selbst nicht nur als Forscher, sondern auch als Fan des Baile Funk. Die Tatsache, dass Sneed nach eigener Aussage persönlich tief in Rocinha involviert ist und der Favela „etwas schuldet“, sieht er selbst als beste Voraussetzung für eine besonders authentische Feldforschung. Kritische Blicke werden die Gefahr für eine zu subjektive Betrachtung des Forschungsgegenstands bemerken, und so wirken Sneeds Beschreibungen auch oft idealisierend: Der Baile Funk ist für ihn ein Ort, an dem Alt und Jung zusammenkommen und gemeinsam feiern, an dem soziale Hierarchien umgekehrt werden und Friedlichkeit und ein allumfassendes Gemeinschaftsgefühl die alltägliche Gewalt erträglicher machen. Sneeds Auffassungen zu

diesem Thema können kritisch betrachtet werden; überzeugender wirkt allerdings sein Erklärungsversuch der Funktionen, die der Baile Funk für seine Anhänger hat. Er schreibt von „utopian solutions", die der Funk für die sozialen Probleme der Favela biete, wobei Sneed „Utopie" nicht etwa als Bezeichnung für die Idee einer besseren Welt verstanden wissen will, sondern vielmehr als Schöpfung eines temporären Raumes, in dem man kollektiv erleben kann, wie es sich anfühlen würde, in einer perfekten Welt zu leben. Und eine dieser Utopien bezieht sich auch auf die Geschlechterrollen. Im Baile Funk, so Sneed, herrsche eine sexuelle Transparenz, innerhalb der Frauen sich sexuell befreien könnten. Tati Quebra-Barraco ist auch für ihn das Idealbild einer emanzipierten, aktiven Frau, die ihre Sexualität auslebt: „Tati not only transforms women into hunters and aggressors who have the same right as a man to view a member of the opposite sex as an object of consumption to be obtained, but also heightens the playfully combative nature of sexual relationships", schreibt er in seiner Studie. Dass die MC als wenig physisch attraktiv gilt, verstärkt für Sneed nur noch den Grad ihrer Emanzipiertheit – einer Frau, die keine Schönheit ist und auch noch offensiv über sexuelle Wünsche redet, hätte man in Brasilien, dem Land der Karnevalschönheiten und Supermodels, bis vor kurzem keine großen Erfolgsaussichten bescheinigt.

Aber sind Frauen Feministinnen, nur, weil sie nicht den gängigen Schönheitsidealen entsprechen und die aggressive Ausdrucksweise der Männer übernehmen? Verstärken sie dadurch nicht vielmehr den ohnehin schon bestehenden Machismo, weil sie seine Werte und Normen akzeptieren und zu den eigenen machen? In *Sou feia mas tô na moda* kommen auch einige Männer zu Wort. MC Catra, einer der männlichen Protagonisten aus Rios Funk-Szene, bewundert Tati für ihre rohe und derbe Ausdrucksweise. Und für DJ Marlboro, dem Urvater des Baile Funk schlechthin, ist die Rapperin eine „Feministin ohne Handbuch", die „vom Leben gelernt" habe. Der Feminismus, der sich im Baile Funk entwickelt hat und den Denise Garcia dokumentiert, scheint doch einer zu sein, der sich immer noch bemüht, den männlichen Idealbildern einer selbstbewussten Frau sehr nahe zu kommen.

Außerdem ist nicht zu leugnen, dass Tati immer noch eine Ausnahme darstellt unter all den anderen weiblichen MCs, die zwar auch selbstbewusst über Sex rappen und die Virilität der Männer in Frage stellen, aber dazu mit kurzen Röckchen und knappen BHs über die Bühne tanzen wie zum Beispiel die bekannte Funk-Gruppe „Gaiola das Popozudas".

Andererseits erscheint es nur logisch, dass sich Emanzipation und Feminismus in den Armenvierteln von Rio anders gestalten als in Europa; schließlich waren auch die zentralen Inhalte immer schon andere. Favela-Bewohnerinnen mussten beispielsweise nie darum kämpfen, arbeiten zu dürfen – für sie war es nötig und selbstverständlich, zum Lebensunterhalt beizutragen. Den feministischen Diskurs um die Selbstständigkeit der Frau

gab es in den Favelas so also nie. Dort herrschen andere Themen vor: Wie geht man zum Beispiel mit der Untreue der Männer um? Was, wenn man selber nur eine unter mehreren Geliebten ist? Und sollten Frauen nicht das Recht haben, sich auch mal zu amüsieren?

All das sind Themen, die von weiblichen Funk-MCs heute aufgegriffen werden. MC Katia und MC Ném beispielsweise, zwei befreundete Funkeiras, präsentieren sich auf der Bühne als duellierende Rivalinnen. Sie greifen tatsächlich existierende weibliche Hierarchien auf und ritualisieren somit ein Stück Favela-Realität: MC Katia steht als „fiel", als feste Partnerin oder Ehefrau eines Mannes, ganz oben auf der sozialen Rangliste, während MC Ném stets das Dasein der „amante", der Geliebten, verteidigt.

Klaus Hart war stets ein starker Kritiker des Funk als „dekadentestes, frauenfeindlichstes, sexistischstes Rap-Genre Brasiliens". Anlässlich einer Deutschland-Tournee von Tati Quebra-Barraco bezeichnete er die Musik der weiblichen MCs als „drastische, unerhört sexistische Songs, die man nur übelsten Machos zutrauen würde" und Tati als Antifeministin, die sich über andere Frauen lustig mache. Doch für die Darstellung der Geschlechterbeziehungen in den Favelas, die MC Katia und MC Ném so „offensiv und illusionslos-derb" vollbringen, hat auch er Verständnis und Bewunderung übrig. Denn für viele Bewohnerinnen sei es nun mal schlicht normal, Geliebte eines verheirateten Mannes zu sein – mit dem Frauenüberschuss aufgrund der hohen Anzahl der männlichen Toten durch Bandenkriege und den Normen einer Machogesellschaft kommen Voraussetzungen zusammen, die eine andere Realität nicht zuzulassen scheinen.

Und mag es uns auch erniedrigend erscheinen, wie sich zwei Frauen um das Vorrecht am Mann streiten, so ist die Thematisierung dieses Problems doch zumindest ein erster Schritt heraus aus einer Passivität, die lange vorherrschend war.

Außerdem warnen die MCs, seien sie nun „amante" oder „fiel", vor dem Abstieg in eine noch niedrigere Stufe des sozialen Gefüges: Dem Enden als „lanchinho de madrugada", wortwörtlich „Sandwich im Morgengrauen", einem schnellen Snack also, den sich die Männer an irgendeiner Straßenecke auf dem Nachhauseweg von einem Baile genehmigen. Der Status der Geliebten wird so aufgewertet gegenüber dem einer Frau, die „alles macht was der Typ will, wenn er nur das Hotelzimmer bezahlt", wie die Rapperin Deize Tigrona es auf den Punkt bringt. Denn als Geliebte, so die fatalistisch-pragmatische Sicht, hat man immerhin noch eine Art von Stolz und sogar einige Vorteile gegenüber der Ehefrau – und sei es nur, nicht für den Mann kochen und bügeln zu müssen, wie MC Katia und MC Ném in einem ihrer Duell-Lieder singen:

„Ô fiel, recalcada, o melhor é ser amante
enquanto eu como seu marido tu se acaba lá no tanque"

„Oh Feste, du Unterdrückte, es ist viel besser, Geliebte zu sein
während ich mit deinem Mann schlafe, machst du dich am Waschtrog fertig“

MC Katia und MC Ném sind tatsächlich Vorbilder: Auf den Bailes identifizieren sich die jungen Frauen im Publikum offen mit ihnen und geben sich als feste Frauen oder Geliebte zu erkennen.

Und wie andere kulturelle Strömungen, die fernab der Mainstreamkultur entstehen, wirkt der Funk besonders für marginalisierte Jugendliche identitätsstiftend. Laut Manfred Liebel, der sich seit langem mit den Lebenswelten von lateinamerikanischen Jugendlichen beschäftigt, bieten sich Subkulturen in Lateinamerika gerade für jene als Lebensmittelpunkt an, für die das herrschende System keine Perspektiven bildet. Die Zugehörigkeit zu solchen Gruppen sei nicht immer frei gewählt, sondern vielmehr eine Überlebensstrategie, denn diese Menschen würden oft von der gesellschaftlichen Teilnahme an der Mainstreamkultur ausgeschlossen. So ist es auch im Funk: Seine Anhängerinnen sind bis zu einem gewissen Grad in den herrschenden machistischen Strukturen gefangen, aber sie können sich mit den selbstbewusst auftretenden weiblichen MCs identifizieren und bekommen so das Gefühl, selbst handeln und sich gegen negative Fremdzuweisungen wehren zu können.

Der Funk ist also auf eine Art identitätsstiftend, die zwar nicht den gängigen Vorstellungen von weiblicher Emanzipation als Befreiung von Unterdrückung und Abhängigkeit entspricht, denn die Favelabewohnerinnen leiden trotzdem noch unter dem patriarchalen System und unterstützen die Hegemonialität der Machos in der Funk-Szene sogar auf eine gewisse Art, aber es geschieht zumindest eine Loslösung von der Kehrseite des Machismo, dem Marianismo. Dieses Phänomen bezeichnet das Idealbild der Frau als schönes und moralisch starkes, aber ewig passives und leidendes Wesen, ein Gegenstück also zum idealtypischen Männerbild – und auch eine Bedingung für das Funktionieren machistischer und patriarchaler Strukturen. Für Aldo Victorio Filho, der eine Studie über die Texte der weiblichen Funk-MCs durchgeführt hat, ist die in den Texten thematisierte und geforderte Mitwirkung der Frau an der Gestaltung von Erotik und Sexualität die „inakzeptable, unbenennbare und undenkbare Dekonstruktion des bedeutendsten und wertvollsten männlichen Bollwerks: des sexuellen Protagonismus“.

Ist der Funk nicht feministisch im herkömmlichen Sinne, so ist er zumindest anti-marianistisch, denn die Frauen fordern eine aktive Mitbestimmung über ihr eigenes Leben.

Unter diesen Voraussetzungen könnten vielleicht auch jene Funk-Texte, in denen Gewalt, Drogen und Bandenkriege eine zentrale Rolle spielen und an denen sich unter Kritikern und in den Medien so manche Polemik entzündet, aus einem anderen Blickwinkel betrachtet werden. Man könnte sich die Frage stellen, ob diese Darstellung sozialer Verhältnisse nicht vielmehr Realitätsbewältigung ist als deren Verherrlichung; immerhin werden die unangenehmen Wahrheiten thematisiert und nicht tabuisiert.

Angesichts der traurigen Realitäten macht für einige weibliche MCs ihr eigener Austritt aus der Passivität auch auf eine ganz andere, sehr konkrete Art Sinn. Deize Tigrona, mit Tati Quebra-Barraco derzeit die erfolgreichste MC des Funk Sensual, antwortet auf die Frage, was sie mit dem an den Bailes verdienten Geld machen möchte, mit einem bitteren Lächeln: „Aprender o inglês e meter o pé là para fora“ – „Englisch lernen und hier rauskommen“.

Literaturverzeichnis:

Victorio Filho, Aldo und Aristóteles de Paula Berino (2009): “Meninas do Rio: o que cantam e contam nas paradas do proibidão.” *http://www.fazendogenero7.ufsc.br/artigos/B/Berino-Victorio_Filho_01.pdf* (letzter Zugriff am 01.03.2011).

Hart, Klaus (2004): „Tati Quebra-Barraco. Beste Deutschland-Kritiken für obszönste, frauenfeindlichste Rapperin Brasiliens.“ *http://www.ila-web.de/brasilientexte/tatiquebra.htm* (letzter Zugriff am 01.02.2011).

Hart, Klaus (2005): „Ehebruch, Geliebte, Ehefrau. Brasiliens Rapperinnen thematisieren offensiv ein heißes Eisen der Machogesellschaft.“ *http://www.ila-bonn.de/brasilientexte/katianempaulinho.htm* (letzter Zugriff am 01.03.2011)

Heuhouser, Kevin (1989): “Sources of Women's Power and Status among the Urban Poor in Contemporary Brazil”. In: *Signs*, 14(3). Chicago: The University of Chicago Press. S. 685-702.

Lanz, Stephan (2008): *Funk the City. Sounds und städtisches Handeln aus den Peripherien von Rio de Janeiro und Berlin.* Berlin: MetroZones.

Liebel, Manfred und Rohmann, Gabriele (2006): „Subkulturen in Lateinamerika. Zwischen Überlebensstrategie und Abgrenzung“. In: *Lateinamerikanachrichten*, 379 (Januar 2006).

Pentz, Wesley und Leandro Hbl (2008): *Favela Bolada*. Bananeira Filmes.

Sneed, Paul (2008): “Favela Utopias: The Bailes Funk in Rio's Crisis of Social Exclusion and Violence”. In: *Latin American Research review*, 43(2). S. 57-79.

Videoquellen:

Garcia, Denise (2005): *Sou feia mas tô na moda*. Toscographics.

Pentz, Wesley (2008): *Favela on blast. Rio de Janeiro*: Bananeira Filmes.

Islam und Islamismuskritik in Deutschland

Über die (ver)öffentlich(t)e Wahrnehmung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Von EBERHARD SEIDEL

Seit Jahren wird in Deutschland leidenschaftlich über den Islam und die Muslime debattiert. Spätestens seit dem 11. September 2001 und der Ermordung des niederländischen Filmemachers Theo van Gogh im November 2004 treibt die Menschen auch hierzulande die Frage um: Wie halten es „unsere“ Muslime mit der Gewalt, mit den Menschenrechten, mit der Demokratie?

In Hunderten von Berichten, Kommentaren und Reportagen wurde seitdem das Feld Islam-Islamismus-Demokratie neu vermessen. Die ausgestellten Befunde sind wenig ermutigend. Allzu kurz sei der Weg zwischen Religiosität und Terrorismus, beklagen die einen. Andere wiederum bezweifeln, ob sich mit der muslimischen Minderheit auf Dauer ein gemeinsamer Staat machen ließe, denn zu gering seien die Schnittmengen an gemeinsamen, demokratischen Werten. Die These, der Islam und damit die Muslime seien nicht kompatibel mit der Moderne, wurde in den zurückliegenden Jahren variantenreich dekliniert.

Es waren Diskussionen der Bezichtigung, des Verdachts und der Spekulation. Denn es fehlte ihnen etwas Entscheidendes – ein empirisches Fundament. Merkwürdigerweise schlug sich das öffentliche Interesse an den Themen Islam und Muslime nur in Ausnahmefällen in entsprechender sozialwissenschaftlicher Forschung nieder. Zu kaum einer Frage, die seit Jahren debattiert wurde, gibt es quantitative Studien. Und dort, wo es sie gibt, halten sie bezüglich Erhebungsmethode und Stichprobenqualität nur selten einer kritischen Betrachtung stand. Bisweilen drängte sich der Eindruck auf, dass man es so genau gar nicht wissen wollte.

Seit 2008 könnte sich in der Islamdebatte in Deutschland vieles ändern. Denn die Studie *Muslime in Deutschland. Integration, Integrationsbarrieren, Religion und Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt* des *Hamburger Instituts für Kriminalwissenschaften* liefert, was lange in der emotional geführten Auseinandersetzung fehlte: Zahlen, Daten, Fakten.

Mit der von Katrin Brettfeld und Peter Wetzels verfassten Studie liegt endlich eine solide Datenbasis vor, die eine Annäherung an die Wirklichkeit erlaubt. Rund 5.000 Muslime, einheimische Nichtmuslime und Nichtmuslime mit Migrationshintergrund wurden befragt - in Gruppendiskussionen und Einzelinterviews. Die zentralen Fragen der Untersuchungen lauteten unter anderem: Welchen Stellenwert hat der Islam und die individuelle Religiosität

für in Deutschland lebende Muslime? Wie stellt sich die Integration der in Deutschland lebenden Muslime in die bundesdeutsche Gesellschaft dar? Besteht eine Beziehung zwischen Religiosität und politischen Einstellungen? Wie groß ist das Potential demokratiedistanter, für Radikalisierungsprozesse empfänglicher Muslime? Wie bewerten Muslime Formen von politisch-religiös motivierter Gewalt?

Die Studie ist ein Akt der Emanzipation und ein wichtiger Schritt hin zur sozialwissenschaftlichen Gleichstellung der muslimischen Minderheit mit der Mehrheitsgesellschaft. Zur Erinnerung: 1980 hat Bundeskanzler Helmut Schmidt die erste Sinus-Studie zum Rechtsextremismus in Auftrag gegeben. Seitdem liefern Dutzende weiterer Untersuchungen Erkenntnisse, wie es um die Demokratiefähigkeit und Fremdenfeindlichkeit, den Autoritarismus und die Gewaltbereitschaft sowie den Antisemitismus der Deutschen bestellt ist. Die Ergebnisse sind Grundlage für die politische, pädagogische und repressive Bearbeitung des Problems.

Die Studie *Muslime in Deutschland* könnte die Auseinandersetzung vom Kopf auf die Füße zu stellen. Denn die Ergebnisse stellen klar: Die fast vier Millionen Muslime in Deutschland sind keine fünfte Kolonne eines weltweit agierenden Dschihadismus. Sie haben mehr Ähnlichkeiten mit der Mehrheitsgesellschaft, als dieser möglicherweise lieb sein mag.

Der größte Unterschied zwischen muslimischer Minderheit und Mehrheitsgesellschaft besteht in der Bedeutung der Religion. Bei rund vierzig Prozent der Muslime in Deutschland wurden eine starke Ausrichtung an religiösen Regeln und Ritualen, fundamentale Orientierungen und die Tendenz, den Islam gegenüber anderen Religionen aufzuwerten, festgestellt. Ein Grund zur Aufregung? Ausdrücklich betonen die Autoren der Studie, Katrin Brettfeld und Peter Wetzels: „Dies ist aber bei weitem nicht gleichzusetzen mit dem Umfang des Potentials demokratiedistanter, intoleranter oder gar islamismusaffiner Haltungen unter Muslimen."

Die Studie kommt zu dem Schluss, dass etwa acht bis zwölf Prozent der mehr als drei Millionen Muslime in Deutschland eine „deutliche demokratiedistante Einstellung" aufweisen. Und das Potential der Muslime, die für eine „islamisch konnotierte Radikalisierung" erreichbar sind, wird auf zehn bis zwölf Prozent geschätzt, also auf bis zu 350.000 Personen. Und knapp sechs Prozent der Muslime akzeptieren „massive Formen politisch-religiös motivierter Gewalt". Das ist beunruhigend. Denn sechs Prozent von drei Millionen sind immerhin rund 180.000 Menschen.

Schockieren können diese Zahlen allerdings nur jene, die all die Studien zur Demokratiefeindlichkeit und zur Gewaltbereitschaft der Mehrheitsgesellschaft bislang nicht zur Kenntnis genommen haben. Zwischen neun und dreizehn Prozent der Deutschen, also mehr als sieben Millionen, verfügen über ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild. Sie lehnen die Demokratie ab, befürworten Gewalt zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele und pflegen einen veritablen Antisemitismus.

Tatsächlich kommt die Studie *Muslime in Deutschland* zu dem Ergebnis: „Ein signifikant höheres Maß an Autoritarismus / Demokratiedistanz junger Muslime im Vergleich zu einheimischen Nichtmuslimen ist nicht nachzuweisen. [...] es handelt sich hier also nicht um ein für junge Muslime spezifisches Phänomen."

Interessantes bietet die Studie auch beim Vergleich der Formen religiöser Intoleranz bei muslimischen und nichtmuslimischen Jugendlichen in Deutschland. Der Aussage „Menschen jüdischen Glaubens sind überheblich und geldgierig" stimmen wesentlich mehr muslimische Jugendliche (15,7 Prozent der Schüler, 9,4 Prozent der Studenten) als nichtmuslimische Jugendliche (5,4 Prozent und 4,9 Prozent) zu. Gleichzeitig ist die Christenfeindlichkeit bei muslimischen Jugendlichen sehr schwach ausgeprägt. Bei den nichtmuslimischen Gruppen ermittelt die Studie indes ein hohes Maß auf den Islam bezogener Vorurteile. 17,2 Prozent der Schüler und 15 Prozent der Studenten stimmen der Aussage zu: „Muslime sind intolerant und gewalttätig". Das Fazit der Autoren Brettfeld und Wetzels: „Betrachtet man die verschiedenen Zielrichtungen der Vorurteile als vergleichbare Formen religiöser Intoleranz, dann zeigt sich, dass Unterschiede des Ausmaßes religiöser Intoleranz zwischen jugendlichen Muslime und einheimischen Nichtmuslimen nicht mehr nachweisbar sind."

Mit der Studie *Muslime in Deutschland* sind sich Muslime und Nichtmuslime näher gerückt – im Guten wie im Schlechten. Die Ergebnisse zeigen, dass unter den Muslimen eine Minderheit existiert, deren Einstellungen große Ähnlichkeiten mit dem aufweisen, was unter deutschstämmigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Begriffen wie Autoritarismus, Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit sowie Rechtsextremismus umschrieben wird. Einziger Unterschied: In dem einen Fall wird die Ungleichheitsideologie religiös, im anderen Fall wird sie säkular, häufig rassistisch oder völkisch-nationalistisch begründet.

Einige Rezensenten der Studie zogen aufgrund dieser Parallelen etwas vorschnell das Resümee „Alles halb so schlimm!" und signalisierten Entwarnung. Das jedoch wäre die falsche Schlussfolgerung. Aus der intensiven Beschäftigung mit dem Rechtsextremismus wissen wir, dass dieser unsere Demokratie zwar derzeit nicht in seinen Grundfesten erschüttern kann. Zu nachhaltigen Störungen ist er aber durchaus in der Lage. Von der Gefahr, die für potentielle Opfergruppen von ihm ausgehen, ganz zu schweigen.

Die Erkenntnisse der Studie „Muslime in Deutschland" und die daraus resultierenden weiterführenden Fragestellungen könnten ein neues Kapitel der Sozialwissenschaften und der Politik eröffnen. Sie liefert das Ausgangsmaterial, um sich den Einstellungen der Minderheiten mit der gleichen Ernsthaftigkeit und Seriosität anzunähern, wie das bei der Mehrheitsgesellschaft zur Selbstverständlichkeit gehört.

Als Folge der Ergebnisse der Rechtsextremismusforschung wurde in den zurückliegenden zwanzig Jahren ein komplexes Maßnahmebündel entwickelt, um demokratiedistante Milieus zu integrieren. Konzepte präventiver Jugend- und Sozialarbeit stehen neben repressiven

Maßnahmen zur Eindämmung radikalisierter Milieus und Akteure. Ergänzt wird dies durch Bundes- und Landesprogramme zur Entwicklung der Zivilgesellschaft und dem Demokratiebewusstsein in demokratiefernen Milieus. In Zukunft wird es darum gehen müssen, diese Erfahrungen auf die entsprechenden Milieus der Minderheiten zu transformieren und sie stärker als bisher in die Maßnahmen mit einzubeziehen.

Sarrazin und die Araber in Berlin

So könnte man die Sache angehen. Doch Deutschland liebt einen anderen Sound. Einen, den Personen wie der frühere Finanzsenator des Landes Berlins und ehemalige Vorstandsmitglieds der Deutschen Bank, Thilo Sarrazin, anstimmen. Der meint: Große Teile der arabischen und türkischen Einwanderer seien weder integrationswillig noch integrationsfähig. Wörtlich äußerte er sich unter anderem: „Integration ist eine Leistung dessen, der sich integriert. Jemanden, der nichts tut, muss ich auch nicht anerkennen. Ich muss niemanden anerkennen, der vom Staat lebt, diesen Staat ablehnt, für die Ausbildung seiner Kinder nicht vernünftig sorgt und ständig neue kleine Kopftuchmädchen produziert."

Welche Chance der Integration hatten die von Sarrazin beschimpften arabischen Familien in Berlin? Ich will es Ihnen erzählen, nachzulesen ist es in dem Buch „Stadt der Vielfalt. Das Entstehen des neuen Berlin durch Migration" (Sanem Kleff / Eberhard Seidel, Berlin 2009):

Vieles spricht dafür, dass in Berlin etwa 70.000 Menschen mit arabischen Wurzeln leben, darunter 30.000 palästinensischer Herkunft und über 20.000 libanesischer. Die meisten haben in den letzten zehn Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen – sind also Deutsche.

Die überwiegende Mehrheit der arabischen Berliner waren Libanesen und Palästinenser, die im Zuge des libanesischen Bürgerkrieges zwischen 1975 und 1990 nach Berlin kamen. Berlin, besser gesagt Westberlin, wurde in diesen Jahren zum bevorzugten Zufluchtsort. Viele westeuropäische Länder, wie etwa England und Frankreich und ganz zu schweigen von den sozialistischen Ländern, verweigerten den Bürgerkriegsflüchtlingen zunächst die Einreise, da sie in der Regel keine politisch Verfolgten waren, sondern „nur" Opfer des Bürgerkrieges, in dessen Verlauf rund 90.000 Menschen getötet und rund 800.000 vertrieben wurden.

Hier einige wenige Stationen des Krieges: 1976 griffen christlich-maronitische Falangisten gemeinsam mit der syrischen Armee das palästinensische Flüchtlingslager „Tal Zaatar" an. Bei den Massakern sind mehr als 3.000 Palästinenser gestorben. Viele der Überlebenden sind danach nach Berlin geflüchtet. 1978 ist die israelische Armee in den Libanon einmarschiert und hat im Südlibanon eine Sicherheitszone errichtet und dabei viele Libanesen und Palästinenser aus dem Gebiet vertrieben. Viele von ihnen flüchteten nach Berlin. 1982 richteten Falangisten erneut in palästinensischen Flüchtlingslagern, diesmal in Sabra und Schatilla, Massaker an, was erneut eine Flüchtlingswelle Richtung Berlin auslöste.

Die Beliebtheit Westberlins als Zufluchtsort war dem besonderen Status Berlins während der Zeit der Teilung geschuldet. Westberlin wurde zum Nadelöhr, durch das sich in diesen Jahren ein wahrer Strom von Flüchtlingen quetschte. Und so verlief die Einreise: Die potentiellen Asylsuchenden landeten von Beirut kommend auf dem Ostberliner Flughafen Schönefeld. Da sie keine Chance hatten, in der DDR Asyl zu erhalten, fuhren sie weiter zum in Ostberlin gelegenen S-Bahnhof Friedrichstraße, einer der Grenzübergänge, über die man nach Westberlin gelangte. Hier passierten die Flüchtlinge ungehindert die ostdeutschen Grenzkontrollen, stiegen in die S-Bahn, die sie problemlos nach Westberlin, dem freien und offenen Teil der Stadt, brachte. Hier konnten sie ungehindert aussteigen, da Westberlin auf jegliche Grenzkontrollen verzichtete, und einen Asylantrag stellen, der sie nach dem damaligen, gültigen Asylgesetz vor sofortiger Abschiebung schützte.

Es waren nicht die Privilegierten und Gebildeten, die aus dem Libanon nach Berlin flüchteten. Die Libanesen stammten überwiegend aus den Armutsvierteln um Beirut. Ebenso die Palästinenser und arabischsprachigen Kurden, die zudem bereits im Libanon keinen geklärten rechtlichen Status hatten und in Berlin als „Staatenlose“ registriert wurden. „So waren es zumeist die Ärmsten, die wegen der Sozialhilfe und der leichten Einreise über die DDR in die Bundesrepublik kamen; Menschen, die weder Verwandte im Ausland hatten, noch reich genug waren, um zu wählen, wohin sie gingen.“[i]

So leicht die Einreise nach Westberlin gelang, so schwer gestaltet sich bis heute die Integration dieser Gruppe von Zuwanderern. Sie gilt als die am wenigsten integrierte und als die, die am meisten Problem schafft. So stellt die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* fest: „Etwas läuft grundsätzlich schief“ Am auffälligsten unter den jungen kriminellen Tätern Berlins seien die arabisch-libanesischen Jugendlichen: „Mit oder ohne deutschen Pass stellen sie inzwischen 44 Prozent der sogenannten Intensivtäter.“[ii] Und der Politologe Ralph Ghadban beklagt, „schätzungsweise 90 Prozent der einstigen arabischen Flüchtlinge arbeite gar nicht oder schwarz, selbst wenn sie inzwischen eine Arbeitserlaubnis besitzen.“[iii] Rund sechzig Prozent der Kinder dieser Familien verlässt die Schule ohne Abschluss.

Es sind die Spätfolgen einer Politik, die über lange Jahre jegliche Integration verhinderte. Da die wenigsten der Flüchtlinge als asylberechtigt anerkannt wurden, sie aber auch nicht abgeschoben werden konnten, erhielt die Mehrheit lediglich eine sogenannte „Duldung“, die es ihnen untersagte, zu arbeiten und sich über diesen Weg in das gesellschaftliche Leben zu integrieren. Das Arbeitsverbot verdammte Zigtausende zu langjähriger Untätigkeit und trieb sie dazu, sich in der Schattenökonomie zu betätigen. „Als die Politik endlich den Weg zur Integration der Geduldeten ebnete, war es für viele zu spät. Sie haben sich in Parallelgesellschaften eingerichtet und weigerten sich, der Mehrheitsgesellschaft beizutreten.“[iv]

Ob dies so bleibt ist offen. Denn inzwischen schenkt die Öffentlichkeit dieser Bevölkerungsgruppe etwas mehr an Aufmerksamkeit. Sollte dies im nächsten Schritt dazu führen, den Kindern und Jugendlichen echte Bildungs- und Integrationschancen zu bieten?

---

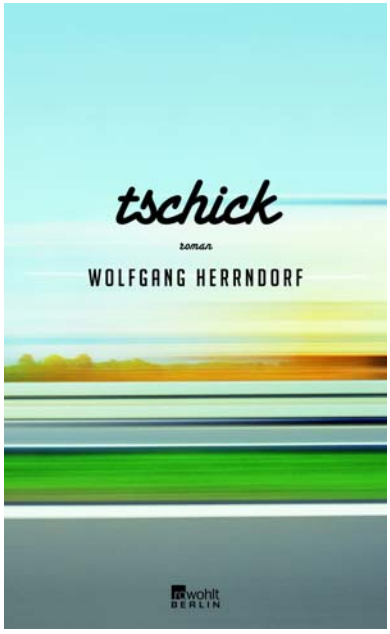
[i] Ghadban, Ralph, "Abgrenzung und Ausgrenzung. Eine kurze Geschichte der Arabischen Einwanderung nach Deutschland", in: *Jungle World*, 07. März 2007

[ii] Mönch, Regina, „Jugendgewalt. Das libanesische Problem", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. März 2007, Seite 33

[iii] Ghadban, Ralph, a.a.O., 2007

[iv] ebenda

BELLETRISTIK



Wolfgang Herrndorf:

Tschick

Rowohlt Verlag, Berlin 2010
Gebunden, 256 Seiten, 16,95 Euro

Maik Klingenberg ist vierzehn, geht in die achte Klasse eines Gymnasiums in Marzahn und hat allen Grund, sich für den größten Langweiler der Schule zu halten. Schließlich hat die hübsche Tatjana, für die er heimlich schwärmt, ihn nicht zu ihrer Geburtstagsparty eingeladen – ebenso wie den „Klassentrottel“, den „Nazi“ und den unsympathischen neuen Mitschüler, den Russlanddeutschen Andrej Tschichatschow. Nun stehen Maik langweilige Sommerferien am hauseigenen Pool bevor. Seine Mutter fährt auf die „Beautyfarm“, wie ihre regelmäßigen Aufenthalte in einer Entzugsklinik blumig umschrieben werden, während der Vater mit seiner jungen „Assistentin“ auf „Geschäftsreise“ geht.

Doch dann steht „Tschick“, so der Spitzname des Neuen, auf einmal mit einem geklauten Lada vor Maiks Tür und überredet ihn, trotz allem auf der Geburtstagsparty der Klassenschönheit zu erscheinen. Dort legen die beiden Außenseiter einen filmreifen Auftritt hin, bevor sie beschließen, zusammen „Urlaub zu machen“, „Urlaub wie normale Leute“, wie Tschick es formuliert, „der Lada und ab.“

Tschick, der in Schulaufsätzen ebenso eigenwillige Auslegungen der vorgegebenen Themen abliefert wie Maik, kommt aus ärmlichen Verhältnissen, besitzt eine ansehnliche kriminelle Grundausbildung und träumt davon, einmal seinen Großvater in der Walachei zu besuchen. Der wohlstandsverwahrloste Maik will zunächst nicht glauben, dass die Walachei ein realer Ort ist. Dann jedoch, aufgeklärt durch Wikipedia und ausgerüstet mit dem üppigen Taschengeld seines Vaters und allerlei weniger nützlichen Dingen wie Konservendosen ohne Öffner, macht er sich mit seinem neuen Freund auf den Weg in Richtung Süden.

Damit beginnt ein Jugendroman, der sich wie ein Roadmovie liest. Und damit ist auch klar, dass die Beiden nicht allzu weit kommen werden – tatsächlich kommen sie nicht einmal über

Brandenburg hinaus. Aber diese Reise beendet die Langeweile in Maiks Leben ebenso wie den Glauben an die Lebensweisheiten der gängigen Autoritäten:

> Seit ich klein war, hatte mein Vater mir beigebracht, dass die Welt schlecht ist. Die Welt ist schlecht und der Mensch ist auch schlecht. Trau keinem, geh nicht mit Fremden und so weiter. Das hatten mir meine Eltern erzählt, das hatten mir meine Lehrer erzählt, und das Fernsehen erzählte es auch. Wenn man Nachrichten guckte: Der Mensch ist schlecht. Wenn man Spiegel TV guckte: Der Mensch ist schlecht. Und vielleicht stimmte das ja auch, und der Mensch war zu 99% schlecht. Aber das Seltsame war, dass Tschick und ich auf unserer Reise fast ausschließlich dem einen Prozent begegneten, das nicht schlecht war.

Dabei gibt es einige Episoden, die nicht gerade freundlich beginnen. Das Straßenkind Isa, das die Beiden auf einer Müllkippe treffen, tituliert diese zunächst als „Schwachköpfe“, hilft ihnen aber später bei der Beschaffung von Benzin und zeigt sich Maik gegenüber ausgesprochen charmant. Eine tollpatschige Sprachtherapeutin fährt die Freunde nach einem Unfall mit gefühlter Lichtgeschwindigkeit ins Krankenhaus und selbst die gefürchteten Polizisten erweisen sich entgegen aller Erwartungen nicht als Folterknechte.

Was diese Coming-of-Age-Geschichte so zauberhaft macht, sind jedoch nicht nur die skurrilen Begegnungen mit den sonderlichsten Gestalten, die der Autor seine Helden erleben lässt. Ausgerechnet die Landschaft Brandenburgs, mit ihren durch Tagebau verunstalteten Kraterlandschaften, verfallenen Dörfern und Sümpfen erscheint für Maik so verwunschen und dramatisch, dass der Eindruck entsteht, als ginge die Reise ans Ende der Welt. Dass diese Abenteuergeschichte jedoch keinesfalls seicht-romantisch abdriftet, sondern immer ihre Glaubwürdigkeit behält, liegt nicht zuletzt an den großartigen Dialogen. Lakonisch, bissig und ohne übertriebene Anbiederung an die Jugendsprache findet Herrndorf einen Tonfall, der, hört man Gespräche unter Jugendlichen in Berlin, absolut trifft. Ein bisschen altklug, oft genug reichlich ratlos und manchmal ziemlich lustig.

> „Aber wenn der Kompass sich dreht – vielleicht ist es ein Kreiselkompass.“
>
> „Ein Kreiselkompass!“
>
> „Hast Du noch nie vom Kreiselkompass gehört?“
>
> „Ein Kreiselkompass hat aber nichts mit Kreiseln zu tun. Der kreiselt nicht“, sagte ich. Der hat was mit Alkohol zu tun. Da ist Alkohol drin“
>
> „Du verarscht mich.“
>
> „Das weiß ich aus einem Buch, wo die auf dem Schiff kentern, und dann bricht ein Matrose den Kompass auf, weil er Alkoholiker ist, woraufhin sie komplett die Orientierung verlieren.“

„Hört sich nicht gerade wie ein Fachbuch an."

„Stimmt aber. Das Buch hieß, glaube ich, Der Seebär. Oder Der Seewolf."

„Du meinst Steppenwolf. Da geht es auch um Drogen. So was liest mein Bruder."

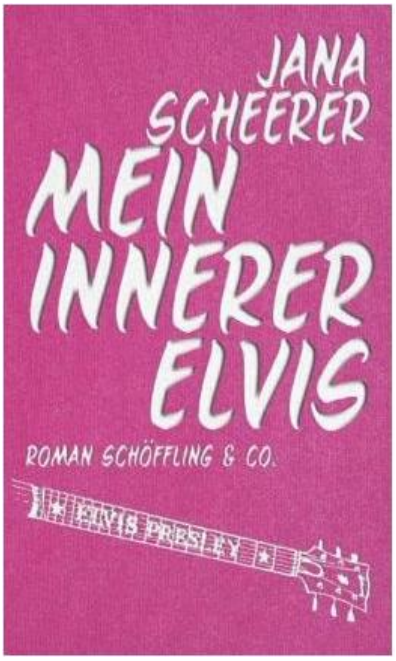
„Steppenwolf ist zufällig eine *Band*"; sagte ich.

„Also, wenn wir nicht genau wissen, wo Süden ist, fahren wir einfach Sandpiste", sagte Tschick und band die Uhr wieder um. „Da ist weniger los."

Das Ende des Buches bleibt nicht offen, lässt jedoch Raum für eine Fortsetzung. Und genau das wäre zu wünschen, denn dies ist der einzige Kritikpunkt an diesem Buch: Es ist viel zu schnell zu Ende.

Wolfgang Herrnsdorf, geboren 1965 in Hamburg, hat bereits mit seinem Debütroman *In Plüschgewittern* (2002) und dem Erzählungsband *Diesseits des Van-Allen-Gürtels* (2007) ausgezeichneten Erzählstil und großes Einfühlungsvermögen in jugendliche Normverweigerer bewiesen. Mit dem vorliegenden Band ist ihm eine weitere Steigerung gelungen. *Tschick* ist eine der lesenswertesten Neuerscheinungen des Jahres.

Gabriele Vogel



Jana Scheerer:

Mein innerer Elvis

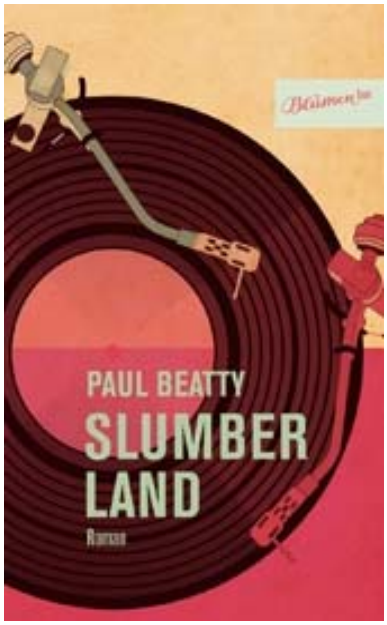
Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2010
Hardcover, 245 Seiten, 17,95 Euro

Elvis lebt. Davon ist Antje Schröder, wie Tausende anderer Fans des King of Rock 'n' Roll, überzeugt. Als ihre Eltern in der „Familienkonferenz" verkünden, den Sommerurlaub in Amerika zu verbringen, ist dies für Antje ein Zeichen des Schicksals: Elvis will sie am 16. August treffen, um ihr Leben zu verändern. Denn das ist nicht nur sein Todestag, sondern

auch ihr 16. Geburtstag. Es gibt nur ein Problem: Antje ist mit ihren Eltern (ein Althippie-Vater, der sich fast ausschließlich von Donuts ernährt und Elvis für "Omamusik" hält; eine Mutter, Paar- und Familientherapeutin, die ständig alle Leute blitzanalysiert), der kleinen Schwester Klara (die ihren Urin in Marmeladengläsern sammelt und mitschleppt) und Nelly (gelangweilte Tochter alter Freunde, die inzwischen nach Amerika ausgewandert sind) in der falschen Richtung unterwegs. Die Niagarafälle stehen auf dem Programm – nicht Memphis! Da haut Nelly ab und Antje nutzt die Chance der Suche nach Nelly, um die Reise in die richtige Richtung zu lenken und dann ebenfalls abzuhauen.

Mein innerer Elvis ist ein leichtfüßiges Roadmovie, eine herrliche Satire auf das deutsche Bildungsbürgertum und den American Way of Life, ein unaufdringlicher und manchmal auch anrührender Entwicklungsroman über das Erwachsenwerden und nicht zuletzt auch eine „literarische Musikbox“, die „den Rock 'n' Roll leichtfüßig zurück in die Literatur bringt“, wie die KollegInnen vom *StadtRadio Göttingen* befanden. Und offen gestanden das einzige „Jugendbuch“, das ich in den letzten Jahren gelesen habe, das mir wirklich gefallen hat. Denn eigentlich ist es auch gar kein Jugendbuch. Es moralisiert nicht herum, es pädagogisiert nicht, und vor allem ist es nicht in dieser trivialen „Jugendsprache“ geschrieben, die auf jegliche literarische Leidenschaft zugunsten der „Verständlichkeit“ und jegliche inhaltliche Widersprüche und Frechheiten wegen der Didaktik verzichtet. Und allein schon die Aufmachung – pinkfarbenes Metallic-Leinen mit silberner Schriftprägung und metallicgraues Vorsatzblatt – verdient höchstes Lob. So ein Buch schenkt man seinen besten FreundInnen.

Klaus Farin



Paul Beatty:

Slumberland

Blumenbar, München 2009
Hardcover, 319 Seiten, 19,90 Euro

Slumberland, erstveröffentlicht 2008, spielt zur Zeit der Maueröffnung im sich wandelnden Berlin (Paul Beatty lebte selbst 1996 ein Jahr lang als Stipendiat in Berlin) und handelt doch von dem einen Thema, das sich seit Beattys genialem HipHop-Gang-Debütroman *Der Sklavenmessias* von 1996 (deutsch 1999) über die Anthologie afroamerikanischen Humors *Hokum* (USA 2006) als roter Faden durch sein Werk zieht: „Schwarze" Identität, Sexualität & Rassismus, Entwicklungschancen unter den Bedingungen des Ghettos. Ein schwarzer DJ mit phonographischem Gedächtnis bewirbt sich in der Schöneberger Abschleppbar Slumberland (weiße Frauen, schwarze Männer, schwarze Musik) erfolgreich um einen Job als Jukebox-Sommelier, um den Spuren der in Ostberlin abgetauchten US-Jazz-Musikerlegende Charles Stone folgen zu können, dessen Soundtrack auf einem Pornovideo ihn absolut faszinierte. Mit *Slumberland* hat der afroamerikanische Autor und New Yorker Poetry-Slam-Champion Paul Beatty nicht nur ein literarisches Juwel und ein ethnografisches Dokument für Berlin-Fans geschaffen, sondern vor allem auch eine Hymne auf das DJing, oszillierend zwischen Techno und Jazz, „schwarzer" und „weißer" Identität, Soul und Horst-Wessel-Lied, stilistisch wie immer brillant und ein voller Genuss für Musiknerds jeglicher Art und aller Genres.

Klaus Farin



Valerie Solanas:

SCUM Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer

Aus dem Amerikanischen von Nils Lindquist
Philo Fine Arts, Hamburg 2010
Broschiert, 112 Seiten, 10,00 Euro

Valerie Solanas rechnet ab – und das radikal. In ihrem *SCUM Manifest* fordert sie die Abschaffung des Geldsystems, den Sturz der Regierung und die Vernichtung der Männer. Diese zentralen Anliegen bringt die Autorin ohne Umschweife bereits im ersten Absatz auf den Punkt und führt auf gut fünfzig Seiten ihre Sicht der Dinge weiter aus. Das liest sich bissig, witzig und durchaus logisch. Denn Solanas dreht die anerkannte Logik, nach der sich die Geschlechtscharaktere (angeblich) komplementär zueinander verhalten, schlichtweg um. Sie bescheinigt gerade Männern Schwäche, Passivität und Mangel an Vernunft und

Individualität und stellt fest, dass Männer aus lauter Frust und Selbsthass genau diese Eigenschaften auf Frauen projizieren. Daraus schlussfolgernd erklärt sie Männer für alle Übel der Gesellschaft verantwortlich: Gewalt, Machtgier, Vorurteile und diverse Formen von Unterdrückung sind nach Solanas nur existent, da Männer hierdurch ihre natürliche Minderwertigkeit zu kompensieren versuchen. Dennoch, so die Autorin, ist es offensichtlich: „Männlichkeit ist ein Mangelkrankheit, und Männer sind seelische Krüppel."

Damit erscheint Solanas nicht weniger sexistisch als unzählige misogyne Philosophen und Wissenschaftler (erinnert sei nur an Friedrich Nietzsche, Paul Julius Möbius oder Sigmund Freud) die dem anerkannten wissenschaftlichen Kanon seit langem vorstehen. Immerhin weiß sie zu differenzieren, und so zielt ihr Manifest in erster Linie auf jene Männer, die als Vertreter der hegemonialen Männlichkeit gelten, unter anderem Politiker, Aufsichtsratvorsitzende, Industriemagnaten und Börsenmakler. Angehörige untergeordneter Männlichkeiten, vor allem effeminierte Homosexuelle, finden dagegen vorläufig Gnade unter ihren Augen.

Solanas´ Groll richtet sich jedoch nicht allein gegen Männer. Zielscheibe ihrer Kritik sind sehr wohl auch Frauen, und zwar all jene, die sich dem männlichen Machtanspruch widerspruchslos fügen. Diese bezeichnet sie als „Daddys Töchter".

> Um sicher zu sein, dass er ein „Mann" ist, muss der Mann darauf achten, dass die Frau eindeutig „Frau" ist, nämlich das Gegenteil von einem „Mann". Das heißt, die Frau soll sich verhalten wie ein Schwuler. Und Daddys Tochter, deren weibliche Instinkte schon zerstört wurden, als sie noch klein war, passt sich mühelos und gehorsam ihrer Rolle an.

Wer Solanas´ Manifest als radikalfeministische Gesellschaftsanalyse oder gar mörderische Handlungsanleitung liest – immerhin verfasste sie es, bevor sie auf Andi Warhol schoss – hat jedoch einen zentralen Aspekt übersehen. In ihrem anarchischen und provokanten Duktus ist die Autorin weit davon entfernt, ernsthaft mit der feministischen Bewegung zu sympathisieren. Viel zu brav und zu „middle-class" sind ihr die Frauen, die im Amerika der 1960er Jahre massenhaft für Gleichberechtigung demonstrieren. Ihre Vision einer von der männlichen Vorherrschaft befreiten Welt bezieht sich auf die Maxime der von ihr gegründeten *SCUM*-Organisation, die, so Paul Krassner im Vorwort der vorliegenden Ausgabe, genau ein einziges Mitglied hatte, nämlich Valerie Solanas selbst.

> SCUM ist gegen das ganze System, gegen jede Vorstellung von Gesetz und Regierung überhaupt. SCUM will das System zerstören und nicht innerhalb des Systems bestimmte Rechte beanspruchen.

Und so beantwortet sie auch die Frage, warum sie das Attentat auf Warhol verübte: „Lesen Sie mein Manifest und sie wissen, wer ich bin." Aber wer war Valerie Solanas? Eine

hochbegabte Psychologin, die in ihrer Jugend Gewalt und Missbrauch erfuhr und die ihr Studium durch Prostitution finanzierte – das sollte zumindest als Grundwissen präsent sein, bevor man ihr Manifest als Produkt einer psychisch gestörten Amokläuferin abhandelt. Dieser Hintergrund macht nachvollziehbar, warum sie auf Männer, die selbst in der scheinbar so freigeistigen Kunstwelt als Autoritäten auftreten, nicht gut zu sprechen war. Dass Solanas für die fehlgeleiteten „Daddys Töchter" noch die Möglichkeit einer Umerziehung erwägt, für Männer jedoch nur deren Vernichtung in Betracht zieht, soll hier nicht gerechtfertigt werden, auch wenn die Autorin damit bei manch einer Leserin offene Türen einrennen mag.

Dennoch erscheint Solanas´ Manifest bei weitem nicht so unaktuell, wie man meinen, ja, hoffen möchte und ist nach wie vor absolut lesenswert. 1967 zunächst in eigener Herstellung kopiert und in Umlauf gebracht, folgte die erste gedruckte Ausgabe des *S.C.U.M. Manifesto, Society for Cutting up Men*, so der Originaltitel, kurz nach dem Attentat im Jahr 1968 im Olympia Press Verlag. Eine deutsche Übersetzung wurde 1969 von Jörg Schröder im März-Verlag publiziert. 2003 übertrug Sara Stridsberg das Manifest ins Schwedische. Es inspirierte die nachhaltig faszinierte Autorin dazu, Valerie Solanas drei Jahre später mit dem Roman *Drömfakulteten* (*Traumfabrik* in der deutschen Ausgabe) ein literarisches Denkmal zu setzen, mit dem weiteren Ergebnis, dass das *SCUM Manifest* seither in Schweden reißenden Absatz findet.

Die vorliegende deutschsprachige Neuauflage beinhaltet neben dem belanglosen Vorwort Krassners und einem bemühten Nachwort des *Arbeitskreis Frauenemanzipation Frankfurt/Main* einen noch weit banaleren Text von Andy Warhol. All dies hätte man mit Rücksicht auf Valerie Solanas´ Anliegen getrost weglassen können. Immerhin behält Solanas mit ihrem an Jörg Schröder gerichteten Schreiben im zweiten Teil des Anhangs das letzte Wort. Der hier im amerikanischen Original abgedruckte Brief aus dem Jahr 1977 lässt erkennen, dass ihr die Rechte an ihrem Werk und die Kontrolle über Informationen zu ihrer Person im Haifischbecken des Literaturbetriebs komplett abgenommen worden waren, und sie schließlich aus Frankreich von ihrem angeblichen Tod durch Selbstmord zu hören bekam. Es bleibt die Frage, wo in unserer Gesellschaft der Wahnsinn beginnt.

Gabriele Vogel



Sara Stridsberg:

Traumfabrik

Aus dem Schwedischen von Ursel Allenstein
S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2010
Gebunden, 336 Seiten, 21,95 Euro

Wie lebt es sich unter Haien?

> Ein Hotelzimmer im Tenderloin District, San Franciscos Haidistrict, April 1988. Valerie Solanas stirbt auf einer schmutzigen Matratze mit vollgepinkelten Bettlaken an einer Lungenentzündung. Draußen vor dem Fenster blinken rosa Neonschilder, und die Pornomusik tönt Tag und Nacht.

Mit diesem Setting beginnt die schwedische Autorin Sara Stridsberg ihren Roman *Traumfabrik*, dessen zentrale Figur die radikale Feministin Valerie Solanas ist.

Viel ist nicht bekannt über Solanas. Berühmt wurde sie in erster Linie durch ihr umstrittenes Pamphlet *SCUM Manifest* (*Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer*) und durch ihr 1968 verübtes Attentat auf Andy Warhol, das dieser nur knapp überlebte. Solanas´ Leben ist spärlich dokumentiert: 1936 in New Jersey geboren, verlebte sie eine durch Missbrauch geprägte Kindheit, verließ früh ihr Elternhaus und studierte Psychologie. 1966 schrieb sie in New York das Theaterstück *Up your Ass* und bewegte sich im Umfeld von Warhols „Factory“, wo sie mit ihrem Werk zunächst auf Interesse stieß, später jedoch zunehmend Ablehnung erfuhr. Nach ihrem Attentat auf Warhol verbrachte sie einige Zeit im Gefängnis und, unter dem Verdacht der Schizophrenie, in psychiatrischen Einrichtungen, lebte auf der Straße und in billigen Hotels. Offenbar finanzierte sie ihr Leben mit Prostitution. Im April 1988 starb sie einsam und krank in einem Obdachlosenhotel in San Francisco.

Auf Basis dieser wenigen Fakten hat Stridsberg eine Biographie von Valerie Solanas entworfen, die in fünf Kapiteln weder streng chronologisch voranschreitet noch historisch belegt ist. Insofern also zum Großteil ein Fantasieprodukt, ist sie jedoch derart überzeugend und eindrucksvoll, dass man der Autorin glaubt: So brutal und kreativ, sprunghaft und besessen wie Stridsbergs Sprache, so mag Solanas´ Leben unter den Haien gewesen sein –

Haie hier verstanden als Synonym für die Freier und Vergewaltiger, die das Leben der Protagonistin förmlich zerfressen haben.

> Mason Street ist verlassen, keine Schreie, kein Verkehr, doch nur ein kleines Stück entfernt liegt die richtige Stadt, mit Sonne, Bäumen und Mädchen, die mit Büchern auf dem Gepäckträger Rad fahren, und etwas weiter noch das kalte Meer, das nicht aufhört, an die Ufer zu schlagen. Der salzige Atem des Stillen Ozeans fegt über die Sandstrände; in der Tiefe lauernde Haie, Tod durch Ertrinken, Tod durch Ersticken, ermordet und vergewaltigt am Strand liegen, April war schon immer der grausamste Monat.

Stridsberg verwendet in den kurzen Unterkapiteln verschiedene Stilmittel und literarische Fragmente, Auszüge aus Solanas´ Manifest, aus Gerichtsverhandlungen, psychiatrischen Gesprächen und scheinbar idyllischen Jugenderlebnissen, jäh durchbrochen durch Schilderungen des instabilen, von Alkoholsucht gekennzeichneten Verhaltens der Mutter und des Missbrauchs durch den Vater. Nachvollziehbar werden Zeitsprünge in den Unterkapiteln durch datierte Überschriften, denen zum Teil kurze Verweise auf Ereignisse der amerikanischen Zeitgeschichte beigefügt sind. In ihrer Knappheit lassen diese Zusätze einen Eindruck vom gesellschaftspolitischen Wahnsinn in den USA der 1950er Jahre entstehen. So wird der Abschnitt, überschrieben mit: *Alligator Reef, 1953-1954. Neue Kernwaffentests auf den Bikiniinseln* gefolgt vom Abschnitt *Alligator Reef, Winter 1955, Hiroshimafrauen kommen zu kostenlosen Schönheitsoperationen nach New York*.

Weiterhin gewährt die Autorin Einblicke in ihre persönliche Auseinandersetzung mit Solanas in Form eigenwilliger, imaginärer Dialoge zwischen „Valerie“ und „der Erzählerin“:

> VALERIE: Ich möchte keine religiöse Beerdigung haben. Ich möchte so, wie ich bin, beerdigt werden. Ich möchte nicht, dass sie mich verbrennen, wenn ich tot bin. Ich möchte nicht, dass irgendein Mann meinen Körper anfasst, wenn ich tot bin. Ich möchte in meinem Silbermantel beerdigt werden. Ich möchte, dass jemand meine Notizen durchgeht, wenn ich tot bin.
>
> DIE ERZÄHLERIN: Meine Traumfabrik –
>
> VALERIE: – und keine sentimentalen kleinen Mädchen und Pseudoschriftstellerinnen, die gerade spielen, sie schrieben einen Roman darüber, dass ich sterben muss. Ich werde dir nicht erlauben, mein Material durchzugehen.
>
> […]
>
> DIE ERZÄHLERIN: Ich träumte davon, dass die Erzählung anders endet.
>
> VALERIE: Du bist keine richtige Erzählerin.
>
> DIE ERZÄHLERIN: Ich weiß.

VALERIE: Und dies ist keine richtige Erzählung.

DIE ERZÄHLERIN: Ich weiß. Und es ist mir egal, ich will nur einfach hier sitzen und eine Weile mit dir reden.

VALERIE: Ich habe nicht viel hinzuzufügen.

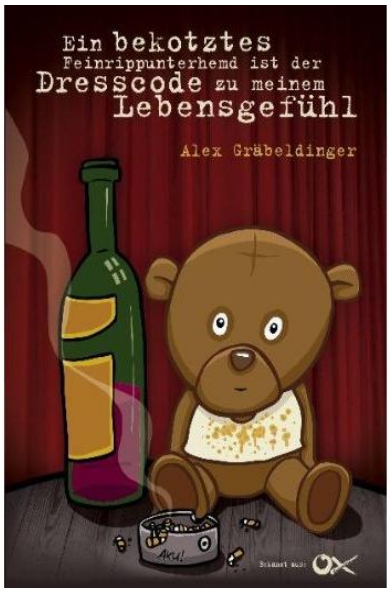
DIE ERZÄHLERIN: Ich möchte nicht in einer Welt leben, in der du am Ende stirbst. Es muss eine andere Erzählung geben.

VALERIE: Der Tod ist das Ende aller Erzählungen. Es gibt keine glücklichen Enden.

Als einer der zentralen Einschnitte in Solanas Leben erscheint ihr Aufenthalt in Warhols „Factory". Das Interesse an ihrem Manifest und Theaterstück – letzteres hatte man ihr versprochen zu produzieren – ließ jedoch bald nach, und später bezichtigte Solanas Warhol, ihr dieses Stück gestohlen zu haben. Solanas, die trotz ihres Universitätsabschlusses eine wissenschaftliche Karriere nicht weiterverfolgt hatte, wurde damit auch die Anerkennung als Schriftstellerin vorenthalten. Stridsberg spekuliert nicht darüber, ob dies als Auslöser für das Attentat gelten könnte. Die Frage, warum Solanas auf Warhol geschossen hat, bleibt unbeantwortet. Offenkundig wird hier jedoch, dass Solanas, die sich selbst immer als Schriftstellerin bezeichnet hatte und vehement darauf bestand, nicht wahnsinnig zu sein, nicht viel zu verlieren hatte.

Um die Klärung vordergründiger Fragen geht es in diesem Roman letztlich nicht. Stridsberg hat ihr Ziel, Valerie Solanas als literarische Figur fortleben zu lassen und damit eine „andere Erzählung" zu schreiben, erreicht. So hart die Lektüre zum Teil ist, so packend ist dieser, bereits 2007 mit dem Literaturpreis des Nordischen Rates, dem größten Literaturpreis Skandinaviens, ausgezeichnete Roman. Ein weiterer Erfolg: Valerie Solanas´ *SCUM Manifest* wurde in der deutschen Übersetzung neu aufgelegt. Es bleibt zu hoffen, dass auch weitere Werke Sara Stridsbergs ins Deutsche übertragen werden.

Gabriele Vogel



Alex Gräbeldinger:

Ein bekotztes Feinrippunterhemd ist der Dresscode zu meinem Lebensgefühl (Koketterie eines Gescheiterten)

Kopfnuss Verlag, Bonn 2010
Taschenbuch, illustriert, 163 Seiten, 9,90 Euro

Alex Gräbeldinger, von einem Freund liebevoll mit den Worten „Punk, Opfer, Philosoph, Wahnsinniger, Vollidiot“ beschrieben, legt hier eine Sammlung seiner regelmäßig im *Ox-Fanzine* erscheinenden Kolumne vor, bei der der Titel, wie man so schön sagt, Programm ist. Auch wer die eine oder andere seiner zum größten Teil autobiografisch geprägten, tagebuchartigen, dabei aber immer wahnsinnig lustigen Veröffentlichungen kennt, kommt hier voll auf seine Kosten.

Die Illustrationen von Arne Kulf, seines Zeichens Haus- und Hofzeichner der Band Muff Potter, versüßen und verdeutlichen dem Leser die peinlichsten Erlebnisse des Anti-Helden zusätzlich.

Der Autor – Punk, Berufsjugendlicher und Schlagzeuger der Band Karate Disco – beschreibt seinen Kampf gegen den Alltag, den er stets zu verlieren scheint. Ob nun der verzweifelte Versuch, mit 3 Promille Restalkohol noch rechtzeitig zum Geburtstag der Oma zu kommen oder bei einer Teenie-Band-Schlagzeugerin zu landen, Alex Gräbeldinger lässt kein Fettnäpfchen aus. Es geht um Sex, Drugs und Punkrock, um das Erleben und Überleben schlechter Partys und noch schlechterer Beziehungen. Das alles wird erzählt mit einer sehr unterhaltsamen, da schonungslosen Offenheit, die den Autor als Vollzeit-Loser outet, welcher sein Leben scheinbar nur mit viel Alkohol und ein paar Wochen Auszeit in der geschlossenen Psychiatrie meistert.

Die Gefühle beim Lesen schwanken zwischen Fremdschämen und Schadenfreude, zwischen Mitleid und großer Sympathie, grundsätzlich begleitet von einem Lächeln, denn irgendwie lässt einen das Gefühl nicht los, dass man das auch selber sein könnte, der da auf der Couch eines fremden Irakers aufwacht …

In einem Moment möchte man ihm aufhelfen, wenn er regungslos und stockvoll zwischen den Familienhunden in der elterlichen Küche pennt, im nächsten angewidert zurechtweisen, wenn

er ins Badewasser pinkelt, in dem er wohlgemerkt nicht alleine sitzt. Trotzdem überwiegt alles in allem die Lust, mit ihm ein Bier zu trinken, gerne auch zwei oder drei.

Dass hier die zweite Auflage des im Kopfnuss Verlag erschienenen Taschenbuchs vorliegt, zeigt, dass doch einige Anhänger des guten Geschmacks dem Leitsatz folgen: „Saufen ja, aber mit Buch!“. Und wenn, dann bitte schön mit diesem Buch.

Lydia Busch



Margret Steenfatt:

Auf immer und ewig

Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2010
Broschiert, 240 Seiten, 6,95 Euro

Auf immer und ewig – dieser Buchtitel klingt nach großer Romantik. Wie krass und wörtlich er zu nehmen ist, wird erst am Ende des Romans deutlich. Am Anfang steht jedoch die Geschichte einer Jugendfreundschaft während des nationalsozialistischen Regimes in Hamburg. Nathan, Nike und Paul gehen vormittags zur Schule und hecken nachmittags Streiche aus, wie andere Jugendliche auch. Nathan ist Jude, aber das scheint für die Freunde nicht allzu wichtig zu sein. Doch mit dem zunehmenden Terror der Nazis wird die Atmosphäre bedrohlicher. Paul lässt sich immer mehr von der HJ vereinnahmen, während Nike, die sich in Nathan verliebt hat, gegen alle Widerstände zu ihrem Freund hält. Doch selbst ihre Eltern, die sonst so gar nicht mit den Nazis sympathisieren, versuchen ihr diese junge Liebe auszureden.

Margret Steenfatt gelingt es, mit ihrem Roman, der für Jugendliche ab 12 Jahren empfehlenswert ist, die Jahre 1938 bis 1941 für junge Menschen nachfühlbar zu machen. Während Judenverfolgung und Holocaust im Geschichtsunterricht ein wohl eher unbeliebtes Thema sind, wird hier die ambivalente Stimmung aus jugendlich-unbekümmertem Widerstandswillen einerseits und dem sich immer enger schnürenden Netz aus Angst und

Schweigen andererseits aus der Perspektive der Jugendlichen nachvollziehbar. Das Mitfühlen mit den Hauptfiguren lässt die Handlung spannend bleiben und fällt umso leichter, als diese Charaktere in keinster Weise antiquiert erscheinen. Nike ist ein abenteuerlustiges und selbstbewusstes Mädchen und könnte ohne weiteres auch eine Hamburger Schülerin von heute sein. Die Autorin selbst ist Jahrgang 1935. Vielleicht hat sie ja mal eine Nike gekannt.

Gabriele Vogel

Freiburger Geschlechter Studien

Zeitschrift für interdisziplinäre Geschlechterforschung

Feminisms Revisited

Band 24

Jenny Warnecke: **Jenseits vom Einzelkampf. Generation 68erinnen und die Gener@tion im Konflikt. Ein optimistischer Vermittlungsversuch;** Tina-Karen Pusse: **Undoing Feminism: Über female brains, Apfelkuchen und Motorsport;** Nina Degele/ Gabriele Winker: **Feminismen im Mainstream, in Auflösung – oder auf intersektionalen Pfaden;** Eveline Kilian: **Ein folgenreicher Paradigmenwechsel: Zwanzig Jahre Judith Butler;** Ingrid Galster: **Relire Beauvoir**. **Das andere Geschlecht sechzig Jahre später;** Sigrid Schmitz: **Geschlecht und Biologie im Prozess: Neue Ansätze zur Dekonstruktion einseitiger Determinismen;** Elisabeth Zemp: **Führt kein Weg an Differenzen vorbei? Von der Integration von Gender in Public Health und epidemiologischen Modellen;** Melanie Steffens/Dorothee Ebert: **Sozialpsychologie Geschlechterforschung. Bereicherung der Gender Studies;** Kerstin Palm: **Material Girl – Neue postbutlersche Körper- und Materietheorien in der Debatte;** Lotte Rose: **Natürliche und ‚sanfte Geburt'. Paradoxien der modernen Entbindungsreformen;** Sabine Karoß/Petra Plata: **Habitus und Habitussi – Spielen mit dem kleinen und feinen Unterschied;** Saskia Wendel**: ‚Neuer Wein in neue Schläuche': Von der Feministischen Theologie zu einer ‚genderbewussten' Rede von Gott;** Stephanie Bethmann: **Liebe Revisited – romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft?;** Nadine Milde: **Es spielt (k)eine Rolle: *Orlando* 'revisited', vom Buch zum Film;** Marion Mangelsdorf: **Vom Leben, der Liebe und Begehren zwischen Menschen und anderen Cyborgartigen;** Caroline Günther: **Spieg'lein, Spieg'lein in der gefesselten Hand… – heute werfen wir Female Perversions an die Kinoaugeninnenwand;** Christa Klein: **RePresenting Ada – Conceiving Ada;** Andrea Zimmermann: **Als Mutter getarnt – Julia; u.a.** sowie **Berichte** und **Rezensionen**

Erscheint im Herbst 2010; Bestellungen an: FGS, Belfortstr. 20, 79098 Freiburg oder frauenst@uni-freiburg.de; Einzelpreis 29,90 €, Abopreis und ermäßigt für Studierende 25 €, jeweils zzgl. Versandkosten (1,50 €).
ISBN: 978-3-940755-63-6
Infos unter: www.zag.uni-freiburg.de/fgs

COMICS



Hervé Bourhis:

Das kleine Beatles-Buch

Carlsen Verlag, Hamburg 2010

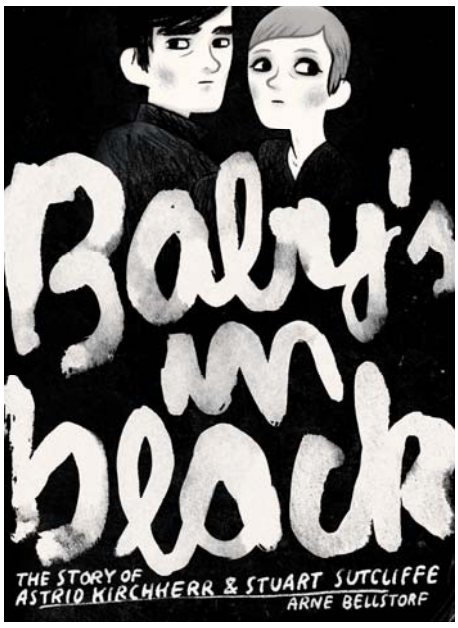
Broschiert, 160 Seiten, 19,90 Euro

Arne Bellstorf:

Baby's in Black. The Story of Astrid Kircherr & Stuart Sutcliffe

Reprodukt, Berlin 2010

Broschiert, schwarzweiß, 216 Seiten, 20,00 Euro



Gleich zwei Comicproduktionen bescherte das Jahr 2010 den deutschen Beatlesfans. Bisher erschienen in der Bundesrepublik Deutschland nur ganz wenige Comics, die sich mit den Beatles auseinandersetzten. Erinnert sei an dieser Stelle z.B. an den Comic-Reader *Hommage an John Lennon*, der im März 1983 erschien.

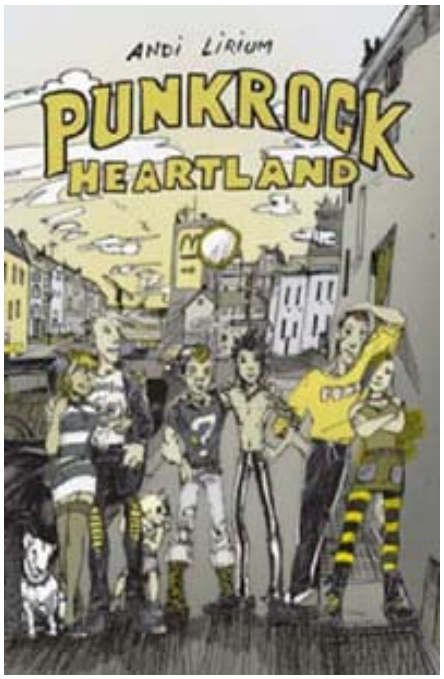
Hervé Bourhis' *Das kleine Beatles Buch* ist eine gelungene Comicbiografie, die im Jahr 1940 mit der Geburt John Lennons beginnt und im Jahr 2010 mit der Präsentation von Ringo Starrs Album *Y Not* endet. Zwischen diesen Daten präsentiert der Künstler und Autor uns zahlreiche ansprechende Zeichnungen aus der Karriere der Beatles. Natürlich gehören fast alle diese Bilder zum Kollektivgedächtnis der Beatlesfans, aber dennoch ist es reizvoll, diese bekannten und lieb gewonnenen Bilder in Form von gezeichneten Bildern zu sehen. Interessant sind auch die humorvoll gehaltenen Kommentare Bourhis' zum Werdegang der Gruppe und

insbesondere zu ihren Plattenveröffentlichungen. Hier dürfte nicht jeder Beatlesfan mit seinen Wertungen einverstanden sein und oftmals den Kopf darüber schütteln. Aber Bourhis kann seine Meinung gut vertreten und gibt Denkanstöße zum Werk der Beatles. Natürlich ist auch dieses Buch nicht frei von formalen und inhaltlichen Fehlern. Bei den formalen Fehlern fällt auf, dass bei den späten Singles der Beatles die Überschriften mit dem Text nicht übereinstimmen. Dies dürfte für den Fachmann kein Problem sein aber Neuleser werden hier nur unnötig irritiert. Ärgerlicher sind die inhaltlichen Fehler, die natürlich einem geübten Fan direkt ins Auge fallen. Hier wäre zu wünschen, dass der Carlsen Verlag bei einer Neuauflage des Werkes einen geübten Beatleskenner mit ins Boot nimmt, der diese Fehler ausbügelt. Ansonsten ist dieses Werk unbedingt empfehlenswert.

Einen ganz anderen Ansatz als Hervé Bourhis wagt der junge deutsche Künstler Arne Bellstorf mit seinem Buch *Baby's in Black. The Story Of Astrid Kirchherr & Stuart Sutcliffe*. Er präsentiert uns in zarten Schwarz-Weiß-Zeichnungen, die schon fast an Mangas erinnern, die romantische und unglückliche Liebesgeschichte zwischen dem fünften Beatle und der Fotografin aus Hamburg, der immer wieder fälschlicherweise der Beatleshaarschnitt zugeschrieben wird. Arne Bellstorf hat sich für sein Werk sehr viel Zeit genommen, viele Gespräche mit Astrid Kirchherr geführt und präsentiert uns eine faszinierende Zeitreise in die Jahre 1960 – 1961. In seinem Werk erleben wir fünf junge Engländer, die frisch auf den Kontinent gekommen sind und sich erst einmal im Großstadtdschungel von Hamburg zurechtfinden müssen. Nie wurde diese frühe Phase der Gruppe anschaulicher erzählt als in Bellstorfs Buch. Zur gelungenen Darstellung trägt auch bei, dass die fünf jungen Musiker sich mit ihren deutschen Freunden auf Englisch unterhalten. Um diesen Text besser verstehen zu können, finden wir die Übersetzungen der Dialoge im Anhang. Es ist aber in erster Linie nicht ein Buch, das sich mit den Beatles beschäftigt, sondern mit der Freundschaft und Liebe zwischen Stuart und Astrid. Die Geschichte dürfte den meisten Lesern ja bereits aus dem Film *Backbeat* bekannt sein, aber Arne Bellstorf zeigt viele neue Aspekte dieser Freundschaft auf, die bisher zu kurz gekommen sind.

Zwar ähneln sich die Figuren in *Baby's In Black* alle, aber Bellstorf schafft es trotzdem, jedem der fünf Beatles etwas eigenes Unverwechselbares zu verleihen. Es ist ein sehr schöner feinsinniger Comic, der sich nicht nur an Beatlesfans wendet. Vom Prinzip her dürfte er in keiner Beatlessammlung fehlen und der Kritiker wünscht sich, mehr über die Beatles aus der Feder von Arne Bellstorf zu lesen.

Werner Fleischer



Andi Lirium:

Punkrock Heartland

Männerschwarm Verlag, Hamburg 2010
Broschiert, 176 Seiten, 18,00 Euro

Die Graphic Novel *Punkrock Heartland* handelt von einer nicht ganz alltäglichen Liebesgeschichte. Hauptfigur Bass, der als junger Punk von zu Hause ausgerissen ist und in Hamburg lebt, verliebt sich auf einer gemeinsamen Norwegenreise in seinen besten Freund Zottel. Obwohl er sich zunächst darauf einlässt, kehrt Zottel nach dem Urlaub zu seiner Freundin Heike zurück und zieht mit ihr nach Berlin. Bass ist frustriert, zerlegt einen stadtbekannten Neonazi und landet für einige Jahre im Knast. Dort lernt er den Russen Jannick kennen und übersteht mit dieser neuen Liebe die Zeit im Gefängnis. Nachdem er seine Strafe abgesessen hat, trifft Bass wieder auf Zottel und die alte Leidenschaft entflammt erneut. Doch Zottel ist mittlerweile Vater geworden und auch Jannick taucht nach seiner Entlassung wieder bei Bass auf …

Die hier in groben Zügen skizzierte Geschichte ist jedoch nicht so simpel, wie sie klingt. Bis sich nach einigen Irrungen und Wirrungen die Pärchen finden oder eben auch nicht, wird der Leser mit allen Härten und Dramen, die das jugendliche Punkerleben so mit sich bringen kann, in Spannung gehalten: Gewalt, Drogen und Sex gibt es reichlich und in expliziten Darstellungen – jugendfrei ist diese Graphic Novel wahrlich nicht. Das Ganze, gezeichnet mit wilden Strichen, in punkigen, rotzig schwarz-grau-gelben Farbtönen und oft ineinander verwobenen Bilderszenen, fordert die volle Aufmerksamkeit beim Lesen. Zudem entwickelt der Autor die Handlung nicht chronologisch, sondern unterbricht und erklärt sie immer wieder in ungeordneten Rückblenden. Solche Zeitsprünge kann man schon machen (zumal wenn man sich das sprechende Pseudonym „Andi Lirium“ gibt), man sollte sie jedoch auch meistern, und das ist hier nicht immer ganz geglückt. Von daher ist die Aufforderung „Read twice at least!“ auf dem Cover durchaus ernst zu nehmen.

Während die männlichen Helden (neben Bass, Zottel und Jannick tritt auch noch Punker- und Musiker-Kumpel Spike auf den Plan) allesamt gelungen sind und authentisch und kraftvoll dargestellt werden, erscheinen die weiblichen Figuren eher klischeehaft. Da gibt es das süße kleine Mädchen Lena (Jannicks Tochter), das Opfer Anne (Spikes Schwester, als Teenager vergewaltigt und ungewollt schwanger) und die zickige Heike, deren wenig überzeugender Sex-Appeal (Stöckelschuhe, Minirock) vorrangig auf Reproduktion abzielt – man fragt sich, wie es ausgerechnet eine derart unsympathisch erscheinende Frauenfigur schafft, der immer wieder aufkommenden Homoerotik zwischen Bass und Zottel Einhalt gebieten zu können. Das Ende versöhnt dann jedoch mit der Erfüllung eines Jungentraums, die man der Hauptfigur von Herzen gönnt.

Das Debütwerk des Hamburgers Andi Lirium ist aus seiner Abschlussarbeit an der Hochschule für angewandte Wissenschaften hervorgegangen und stellt trotz der kleineren Schwächen eine absolute Bereicherung auf dem Gebiet der Graphic Novel dar. Weit mehr als eine wildromantische Liebesgeschichte, geht es neben politischen Anliegen auch um das Ankommen und das Aufbrechen im eigenen Leben, ganz weit jenseits des Mainstream, dort, wo sozusagen die Subkultur der Subkultur – schwul und Punk – das Wort und den Zeichenstift ergreift. Und davon darf es gerne mehr geben.

Gabriele Vogel

SACHBUCH

Gesellschaft



Sven Reichardt, Detlef Siegfried (Hg.):

Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983

Wallstein Verlag, Göttingen 2010
Gebunden, 509 Seiten, 22 Abbildungen. 39,90 Euro

Im internationalen Vergleich etwas verspätet, geraten in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft aktuell mehr und mehr die 1970er und vereinzelt auch schon die 1980er Jahre ins Blickfeld des Interesses. Im September 2010 ist der aus einer Tagung in Kopenhagen Anfang 2008 entstandene Band zum „alternativen Milieu“ erschienen. Die Herausgeber konstatieren, dass sich im Laufe der 1970er Jahre in der Bundesrepublik ein alternatives Milieu etabliert habe, das „nach Idealen wie Selbstverwirklichung, Solidarität, Nachhaltigkeit und Ganzheitlichkeit“ strebte, zugleich aber das Ziel verfolgt habe, die Gesellschaft als Ganzes zu verändern. Im Vordergrund habe dabei die Strategie gestanden, mit eigenen „Projekten“ „auf der Grundlage von kollektivem Eigentum, Selbstbestimmung und Überschaubarkeit neue basisdemokratische Formen des Arbeitens und Lebens“ zu erproben. Dabei sei es wesentlich darum gegangen, lebensweltliche Trennungen aufzuheben: „Zwischen Arbeit, Freizeit, politischem Engagement und Privatleben wurde in den Wohngemeinschaften, Cafés, Buchhandlungen oder Frauenzentren ebenso wenig unterschieden wie zwischen Hand- und Kopfarbeit.“

Der Band enthält nach einer Einleitung, unter anderem zum für den Herausgeber Reichardt zentralen Begriff der „Authentizität“, und zwei theoretischen Beiträgen, fast zwanzig Artikel zu allen möglichen Aspekten „alternativen Lebens“. Das Spektrum reicht von „Heroinszenen“ über „Konsumkritik“, „Antisemitismus in der Linken“ und „Trampen“ bis zu „Geschlechterverhältnissen“. Einige Beiträge, wie beispielsweise der zur Untergrundpresse, sind nicht gerade von all zu großer Sachkenntnis geprägt und werfen die Frage nach der

Relevanz und auch Repräsentativität von schriftlichen Quellen bei der Beforschung dieses diskursiven Feldes auf. Andere, wie einer zu Autonomen und Hausbesetzungen, vermeiden es allzu offensichtlich, Titel aus der mittlerweile umfangreichen linksradikalen Literatur zu Theorie und Geschichte der alternativen und autonomen Linken zu zitieren.

Für etliche Zeitzeug_innen dieser Bewegungen, und das sind ja potentiell alle, die heute älter als vierzig Jahre sind, dürfte sich das Gefühl einschleichen, hier werde ihnen ihre Geschichte entwendet und durch den akademischen Fleischwolf gedreht. Heraus kommt dann ein Buch, das zeitgemäß die „transformatorische Rolle des alternativen Milieus zwischen den späten 1960er und den mittleren 1980er Jahren“ betont, und alle Aspekte von Rebellion, von Dissidenz und vielleicht auch Revolution entschärft und zur Entsorgung in Bibliotheken und Fachtagungen zwischen Buchdeckel presst.

Wer sich mit dem Thema wissenschaftlich beschäftigt, wird an dem Buch, das so angelegt ist, dass es wissenschaftsstrategisch als Standardwerk gelten will, dennoch nicht vorbeikommen. Das hat auch damit zu tun, dass einige Artikel durchaus informativ und weiterführend sind. Dazu gehört der Beitrag von Michael Vester. Auf der Grundlage seiner umfangreichen Forschungen zu Veränderungen in unterschiedlichen Sozialmilieus konstatiert Vester, wie neben den klassischen alternativen Milieus größere Veränderungen in einem nennenswerten Teil der neuen Arbeiter- und Angestelltenmilieus vonstattengingen. Auch hier setzten sich die oben zitierten „alternativen“ Werte in Arbeitswelt und Familie nach und nach durch. Ob allerdings, so die Meinung mancher Autor_innen, im „alternativen Milieu selbst ein dezidiert transnationales Selbstverständnis vorherrschte“, ist auch auf Grundlage der vorliegenden Texte nicht schlüssig zu beweisen. Ein Personenregister schließt den voluminösen Band ab.

Bernd Hüttner



Zygmunt Bauman:

Leben als Konsum

Hamburger Edition, Hamburg 2009
Broschiert, 204 Seiten, 15,00 Euro

Was haben Social Networks, Customer-Relationship-Systeme und das britische Bewerbungsverfahren für Einwanderer gemeinsam?

Laut Zygmunt Bauman Folgendes: Sie alle drängen Menschen dazu, sich selbst als Ware anzupreisen. Schüler wollen auf MySpace Freunde finden, Kunden vom Computersystem als erstklassig klassifiziert werden (damit ihre Anrufe sofort entgegengenommen werden) und Migranten möchten beim Auswahlverfahren der Einwanderungsbehörde gut abschneiden, damit sie ins Land kommen dürfen. Genommen wird, wer gegenüber der Konkurrenz am besten dasteht, denn in allen Fällen wird hier das Marktgesetz, „demzufolge stets das beste Produkt im Regal ausgewählt wird, auf die Auswahl von Menschen übertragen".

In dem 2009 auf Deutsch erschienen Essay *Leben als Konsum* setzt sich der britisch-polnische Soziologe Bauman mit der Ausweitung des Warenmarktes auf alle Bereiche des menschlichen Lebens auseinander. Bauman vertritt die These, dass die Konsumgesellschaft alle Lebensbereiche nach den Gesetzmäßigkeiten des Marktes organisiert. Konsum ist hier der zentrale Akt, durch den der Mensch sich selbst, seine Beziehung zu anderen und letztendlich zur Gesellschaft definiert.

Zum einen als Konsument: in der Konsumgesellschaft gilt das Einkaufen als erste Bürgerpflicht. Zum anderen als Produkt: Ob auf dem Arbeitsmarkt oder bei der Online-Partnerbörse, durch den Einsatz modischer Outfits oder plastischer Chirurgie, immer geht es darum, sich selbst möglichst gut zu verkaufen. Der Mensch der Konsumgesellschaft ist Konsument und Produkt in Personalunion. Motiviert wird der beständig reproduzierte Warenkonsum durch die Vorstellung, der Konsument könne den eigenen Marktwert durch den Erwerb von Produkten steigern – was nicht funktioniert. Die von der Werbung versprochene Statussteigerung gilt immer nur temporär, solange, wie man über das neueste

Produkt verfügt – aber schon morgen wird es vom Nachfolgemodell abgelöst. Somit muss der Konsument immer weiter einkaufen, um up to date zu bleiben.

Als besonders verhängnisvoll sieht Bauman aber die „Verwandlung des Konsumenten in Ware“ an. Der Mensch wird in die Pflicht genommen, „sich selbst zu einer verkäuflichen Ware zu machen“, denn die Konsumgesellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie „alle zwischenmenschlichen Beziehungen nach dem Vorbild der Beziehung zwischen Konsumenten und Konsumobjekt umgestaltet“. So werden alle sozialen Beziehungen zu Märkten, auf denen das Gesetz von Angebot und Nachfrage regiert, und der Wert eines Menschen hängt davon ab, ob und zu welchen Konditionen er Abnehmer findet. Die Konsumgesellschaft degradiert den Menschen zum Konsumobjekt, das an seiner Attraktivität gemessen und gegebenenfalls verworfen wird.

Baumans Grundaussagen überzeugen in ihrem kritischen Tenor. Besonders in seinen Ausführungen zu der Ächtung der Armen, für die es keine soziale Teilhabe mehr gibt, weil sie doppelt versagt haben – durch ihre Arbeitslosigkeit als Produkte und durch ihre Mittellosigkeit als Konsumenten – schimmert viel durch vom Elend des Neoliberalismus, in dem strukturelle Probleme wie die Sockelarbeitslosigkeit zum individuellen Verschulden des einzelnen Arbeitslosen umgemünzt werden.

Problematisch aber ist die enorme Therorielastigkeit des Textes. Dass Bauman als Soziologe sein geistiges Terrain absteckt, ist selbstverständlich, aber viele Referenzen scheinen eher dem Gefühl geistiger Verbundenheit geschuldet, als dass sie den Argumentationsgang des Buches spürbar voran bringen würden. Mehr Beispiele wären angebracht, um die Theorien zu illustrieren, gerne auch aus erster Hand und nicht nur über das Zitieren von Zeitungsartikeln. Gerade das Internet, das an vielen Stellen als Beleg für die schwindende soziale Kompetenz herhalten muss, scheint Bauman zutiefst suspekt zu sein – aber man hat nicht den Eindruck, der Autor habe viel persönliche Erfahrung mit Social Networks oder Online-Dating.

Und viele von Baumans Erkenntnissen sind nicht wirklich neu. Zieht man zum Vergleich etwa den schmalen Band *Die Welt als Supermarkt* von Michel Houllebecq heran, fällt auf, dass dieser schon 1999 in poetischen Essays und eingängigen Interviews viel von dem vorwegnimmt, was Bauman zehn Jahre später soziologisch analysiert. Bei Houllebecq klingt die Kritik der Konsumgesellschaft dann so:

> „Gegenwärtig bewegen wir uns in einem zweidimensionalen System: dem der erotischen Attraktivität und dem des Geldes. Alles andere, das Glück und das Unglück der Leute, leitet sich daraus ab. Für mich handelt es sich in keiner Weise um eine Theorie. Wir leben in einer simplen Gesellschaft, für deren komplette Beschreibung diese wenigen Sätze ausreichen“.

Alexia Waller



Martina Löw:

Soziologie der Städte

Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2008
Gebunden, 292 Seiten, 22,80 Euro

Stellt man sich verschiedene Städte vor, so hat man bei dem Gedanken an Berlin sicher ganz andere Assoziationen als bei München oder Duisburg. Wie „tickt“ eine Stadt und wie kann man die Besonderheit einer Stadt erklären? Das ist die Frage, die Martina Löw, Professorin für Soziologie an der TU Darmstadt, in den Blickpunkt rückt.

Mit dieser Monographie soll ein neuer Ansatz, welcher im Rahmen eines interdisziplinären Projektes vergleichender Stadtforschung Anwendung findet, etabliert werden.

Zunächst wird ein informativer und breit angelegter Überblick der stadtsoziologischen Forschung gegeben. Die Autorin kommt hierbei zu dem Schluss, dass eine Abkehr von der traditionellen Sichtweise nötig sei, bei der die Stadt lediglich als „Laboratorium der Moderne“, also als Ort für die Erforschung von allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen diente. Stattdessen plädiert Löw unter Einbezug neuerer Ansätze vergleichender Stadtforschung dafür, die Städte selbst und ihre Eigenheiten zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung zu machen. Großen Einfluss auf Löws Theorie haben Konzepte, die Städte mit Hilfe des Bourdieu’schen „Habitus“-Begriffs zu erklären versuchen und ihnen einen „spezifischen Charakter“ zusprechen. Zu nennen sind hier vor allem Martyn Lee und Rolf Lindner, bei denen von einem „Habitus der Stadt“ die Rede ist.

Löw knüpft hier an, wählt aber den für ihren Ansatz zentralen Arbeitsbegriff der „Eigenlogik“, worunter sie „im Verborgenen liegende Strukturen“ versteht, die sich in ganz spezifischer Weise auf das Stadtleben auswirken. In einer teilweise sehr abstrakten Art und Weise wird versucht, diese Eigenlogik der Stadt zu konzeptionalisieren. Die Grundannahme ist hierbei, dass diese Logik sämtliche für die städtische Lebenspraxis relevanten Bereiche durchdringt, wie zum Beispiel in die gebaute Struktur der Stadt (Wohnungen, Straßen, etc.),

die kulturelle und politische Praxis oder auch den menschlichen Körper selbst, was sich beispielsweise in einer bestimmten Art zu Gehen äußern kann.

Ein weiter Aspekt von städtischer Eigenlogik ist die Einbettung der Städte in ein relationales Gefüge („Konnex"), in dem Städte durch Vergleich und gegenseitiger Bezugnahme bestimmte Eigenheiten entwickeln. Dies gewinnt im Zuge der Globalisierung und der damit einhergehenden, größer werdenden Konkurrenz der Städte untereinander zunehmend an Bedeutung für die stadtpolitische Planung und wird in diesem Buch sehr ausführlich bezüglich Imagekampagnen und damit verbundenen Stadtbildern behandelt. Es wird hier zwischen dem grafischen, dem gebauten und dem kognitiven Stadtbild unterschieden. An der Dimension des grafischen Stadtbildes knüpft eine interessante und illustrative empirische Untersuchung an, mit der beispielhaft Eigenlogik erfasst werden soll. Hierfür wird eine Vergleichsstudie zwischen Berlin und München bezüglich der verschiedenen Inhalte der jeweiligen „City-Brandings" präsentiert. Es werden dabei in unterhaltsamer Weise Postkarten und Werbesprüche der beiden Städte wie beispielsweise „Be Berlin", „Berlin – arm aber sexy" oder „Munich loves you" etc. einer Inhaltsanalyse unterzogen. Es bleibt allerdings fragwürdig, wie auf diese Weise die Komplexität einer Eigenlogik erfasst werden soll. Auch ist bedenklich, warum gerade medienwirksame Inszenierungen einer Stadt als Untersuchungsgegenstand gewählt wurden, sagt Löw doch an anderer Stelle selbst, Inszenierungen des Eigenen seien nicht mit einer eigenlogischen Struktur zu verwechseln.

Alles in allem bietet dieses Buch eine Fülle von interessanten Gedankengängen und Anregungen zur Auseinandersetzung mit dem Thema Stadt. Es scheint jedoch eher der Versuch zu sein, anwendbares Grundwissen für ein gelungenes Stadtmarketing zu generieren, als die sozial, kulturell und historisch gewachsenen Strukturen und Besonderheiten verschiedener Städte umfassend zu ergründen. Im Ausblick verweist Löw jedoch auf künftige Forschungsvorhaben, welche ein breiteres inhaltliches Spektrum abzudecken in der Lage sein könnten.

Alexander Kraus



Chantal Munsch, Marion Gemende, Steffi Weber-Unger Rotino (Hg.):

Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho – Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht

Juventa Verlag, Weinheim und München 2007
Broschiert, 255 Seiten, 21,00 Euro

> *„Dort drüben leben die Anderen. Wir müssen uns vor ihnen in Acht nehmen, denn sie sind...“* (Dr. Jack Shephard in *Lost*)

Im Sommer 2010 lehnte die amerikanische Philosophin Judith Butler in Berlin den Zivilcouragepreis des CSD ab. Den Veranstalter_innen warf sie vor, im Namen von Homo-, Bi- und Transsexuellen Bündnisse mit Parteien einzugehen, die angeblich zum Erhalt der Freiheit kulturelle und militärische Kriege führen. „In diesem Sinne“ so Butler bei ihrer Rede auf der CSD-Bühne „muss ich mich von dieser Komplizenschaft mit Rassismus einschließlich antimuslimischen Rassismus distanzieren.“ Butlers radikale Aktion und die darauf folgenden vehementen Diskussionen machten wieder einmal deutlich, wie umkämpft das Diskursfeld rund um Migration, Geschlecht und, damit einhergehend, dem Komplex Homophobie bleibt.

Butlers Statement impliziert die Kritik an den mannigfaltigen Zuschreibungen und Ausgrenzungsmechanismen, denen Migranten_innen ausgesetzt sind. Diese wurden nun im Spätsommer 2010 von Thilo Sarrazin in seinem Buch *Deutschland schafft sich ab* populistisch auf die Spitze getrieben. Sarrazin selbst ist dabei nur ein Teil des Problems. Wirkungsvoller als sein Buch ist die breite Zustimmung, die seine vorgebrachten biologistischen Thesen erfahren, und die damit einhergehende Diskursverschiebung. Werden seine Aussagen auf der einen Seite der Unhaltbarkeit überführt, finden sich auf der anderen vehemente Statements über so genannte „Integrationsunwillige“. Bei genauer Betrachtung fällt ohnehin auf, dass Sarrazin nicht viel Neues erzählt. Er tut es nur vulgärer.

Die Kernpunkte der Debatte werden jedoch schon lange am Stammtisch wie im Feuilleton behandelt und schon dort wurden rassistische Reflexe der Mehrheitsgesellschaft deutlich.

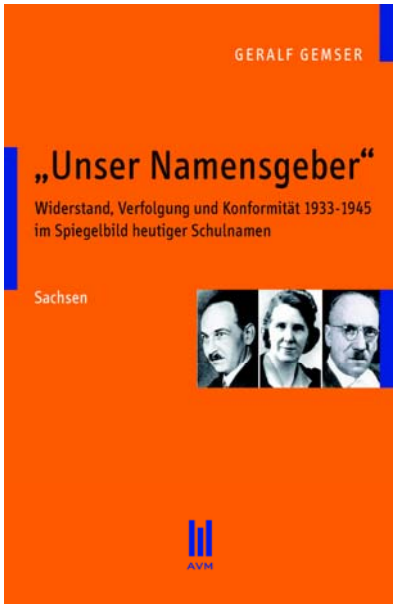
Umso wichtiger sind Bücher wie das vorliegende, die sich um eine differenzierte Perspektive auf Deutschland als Einwanderungsland bemühen. Im ersten Kapitel setzen sich unter anderen Birgit Rommelspacher und María do Mar Castro Varela mit dem Bedeutungswandel des

Emanzipationsbegriffs und den Zumutungen alltäglicher Zuschreibungen auseinander. Das zweite Kapitel behandelt die Lebensbewältigungsstrategien von Migrant_innen im Spannungsfeld von Selbst- und Fremdbildern.

Vier weitere Aufsätze stellen die Verknüpfung zu Projekten der praktischen transkulturellen Arbeit unter anderem im Frauenhaus, in Selbsthilfegruppen und in der Pädagogik her.

Insgesamt ist der interdisziplinäre Ansatz eine Stärke der Aufsatzsammlung. Neben starken Theorietexten finden sich so praxisbezogene Schilderungen von Ausgrenzungserfahrungen im Rahmen der transkulturellen Arbeit. In einigen Aufsätzen wird jedoch eine vorhandene intersektionelle Dimension, also die Verkopplung von Herkunft, Geschlecht, Klasse, sexuelle Identität usw. nicht genügend berücksichtigt. Darüber hinaus wird zum Teil wissenschaftlichen Untersuchungen ein hohes Deutungsrecht zugesprochen. Dies steht im Widerspruch zur ebenfalls vertretenen Kritik an der Wissensproduktion. Einig sind sich die Autor_innen also nicht, aber sie bemühen sich zumindest um differenzierte Analysen. Das macht es spannend

Ralf Mahlich



Geralf Gemser:

Unser Namensgeber – Widerstand, Verfolgung und Konformität 1933-1945 im Spiegelbild heutiger Schulnamen. Bd. 1: Sachsen

AVM-Verlag, München 2009
Broschiert, 78 Seiten, 19,90 Euro

Der Chemnitzer Historiker Geralf Gemser untersucht in seiner Studie die Ursprünge der Namensgebung staatlicher Schulen in Sachsen. Sein Ziel ist es, eine Übersicht zu schaffen, welche Schulen nach Männern und Frauen benannt sind, die während der NS-Zeit in Erscheinung getreten sind. Hierbei macht er keinen Unterschied, ob es sich um Täter oder Opfer handelt. Das Ergebnis ist eine alphabetische Liste von rund 80 Namensgebern mit ihren stichwortartigen Kurzbiografien. Hier fällt unter anderem auf, dass 16 Schulen allein im

Freistaat Sachsen nach NS-systemtreuen Akteuren benannt sind und nur zwei nach Opfern der Nazis.

Der Autor klagt nicht an, sondern überrascht mit dem Befund, dass die meisten Schulen heute gar nicht wissen, wer ihr Namensgeber war bzw. es bisher gar nicht wissen wollten. Er möchte zur Diskussion über problematische Lebensläufe einiger Personen anregen, welche durch die Benennung einer Schule einen Vorbildcharakter für die Schüler haben. Einige Schulen beschäftigten sich erst nach der Wende mit der Historie ihres eigenen Namens, nur in wenigen Fällen wurde dieser nachträglich geändert. Der Aufbau des Buches ist einfach: zur Einleitung ein kurzes Vorwort des Autors, der Hauptteil besteht aus dem alphabetischen Register der Namensgeber, den Abschluss bildet die Bilanz. Zusätzlich enthält es ein Abkürzungsverzeichnis und ein Ortsregister. Nach diesem Schema soll ein bundesweites Personenlexikon in mehreren Bänden entstehen.

Lydia Busch

SACHBUCH

Politik



ak wantok (Hg.):

Perspektiven autonomer Politik

Unrast-Verlag, Münster 2010
Broschiert, 406 Seiten, 18,00 Euro

Der über 400 Seiten mächtige Sammelband des ak wantok stellt sich wacker der Herausforderung, einen geschichtlichen Rück-, einen aktuellen Über- und einen visionären Weitblick über die vielfältigen Kampffelder, in denen autonome Politik im deutschsprachigen Raum betrieben und gelebt wird, aufzuzeigen.

Dabei bedient sich das HerausgeberInnenkollektiv einer großen Zahl von Interviews und aufgezeichneten Gesprächen von und mit AktivistInnen, wodurch auf gelungene Weise direkte Einblicke in deren Theorieverständnis und dessen praktische Umsetzung vermittelt werden.

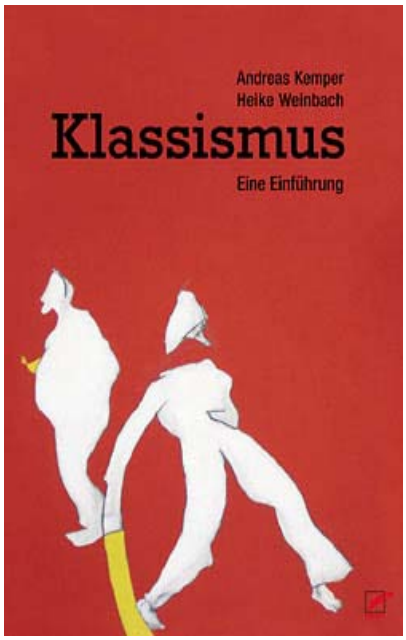
Der rote Faden des Buches verknüpft dabei, neben etlichen anderen, Thematiken wie Freiraumpolitik und Selbstverwaltung, Geschlechterverhältnisse und Sexualität, Zentrum-Peripherie-Dichotomien, Umgang mit Repression, Antirassismus, -kapitalismus und -militarismus, sowie den Konflikt zwischen anti-imperialistischen und anti-deutschen Strömungen in den autonomen Bewegungen hierzulande.

Ein Fokus des Bandes lässt sich darin erkennen, die teils problembehaftete Verquickung von politischem Aktivismus und alltäglichem Leben zu benennen und durch den Austausch darüber anzugehen. Dabei kommt es beispielsweise zu einem Hinterfragen des bisweilen ausgrenzenden Charakters der autonomen Szene und verschiedener Positionierungen in Sachen Bündnispolitik. Das mutige Kapitel „Rückzug / Burn-Out“ greift die Bezeichnung „Eingenerationenbewegung“ auf, die häufig im Bezug auf die autonome Bewegung fällt. Hierin werden Aspekte thematisiert, die im Zuge wachsender Individualisierung viele

AktivistInnen zum Rückzug aus kollektiven Strukturen „ins alte Leben“ bewegten, aber auch der Umgang mit emotionaler Überlastung, Ängsten und Traumata als Folge politischen Aktivismus.

Als Teil eines solidarischen Kommunikationsprozesses versteht der ak wantok die „21 Thesen zur Zukunft der autonomen Bewegung“, die am Ende dieses sehr empfehlenswerten Bandes vorgestellt werden - Thesen, die mit aufmerksamem Blick auf die Geschichte autonomer Politik formuliert sind, die diskutierbare Standpunkte darstellen und die Perspektiven für vielseitigen autonomen Widerstand im Hier und Jetzt eröffnen.

Matthias Jung



Andreas Kemper, Heike Weinbach:

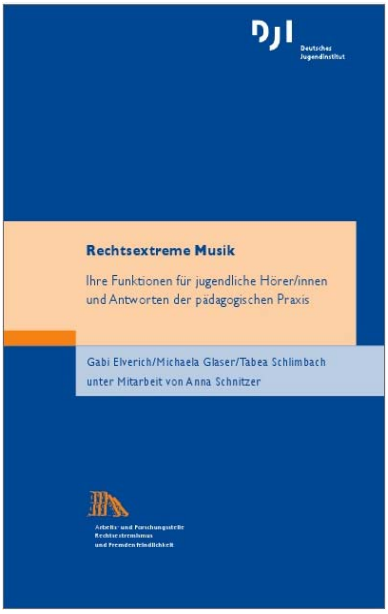
Klassismus. Eine Einführung

Unrast Verlag, Münster 2009
Broschiert, 186 Seiten, 13,00 EUR

Kemper und Weinbach verstehen Klassismus als eine Diskriminierungs- und Unterdrückungsform analog zu anderen -ismen. Diese äußert sich auf institutioneller, kultureller und individueller Ebene. Klassismusanalysen hinterfragen die Herabsetzungen und Stereotypen, die mit dem sozialpolitischen Status einhergehen und dadurch gleichzeitig legitimiert werden. Die AutorInnen referieren die Herkunft dieses in Deutschland bislang kaum benutzten Begriffes aus den USA, wo er aus den Kritiken der feministischen und der people of color-Bewegung entstanden ist. Im dritten Kapitel stellen sie ArbeiterInnenkulturen und Klassenbewusstsein vor. Die ArbeiterInnen oder weiter gefasst, alle die gesellschaftlich „unten“ gehalten werden und / oder renitent sind, waren schon immer Ausschlüssen und Disziplinierungen ausgesetzt. Nach einem kurzen Streifzug in den Bereich der Psychotherapie, der zeigt, dass diese vor allem für die „oberen“ Schichten gedacht ist, und auch vorrangig diese sie wahrnehmen, widmen sich die AutorInnen weiteren konkreten

Beispielen: Bildung, Arbeit, Wohnen, Familie und (sexuelle) Beziehungen. Hierzulande am dominantesten ist die Begabungsideologie, medial präsent ist die „Bildungsbenachteiligung“, aber auch der Elitenreproduktion, der Verteilung der Wohnorte oder dem Heiratsverhalten ist der Klassismus eingeschrieben. Nur angedeutet wird, wie bessere Bedingungen für die dringend notwendige Selbstermächtigung der klassistisch Unterdrückten geschaffen werden können, wenn ihnen die Selbstanerkennung und die Kompetenzen für Selbstorganisation systematisch vorenthalten werden. Kemper und Weinbach haben ein lehrreiches Buch zu einem wichtigen Thema vorgelegt, das mit neueren Debatten zu queer und zu Intersektionalität kurzgeschlossen werden kann. Aus ihm kann viel über die Gesellschaft, ebenso wie über die eigene Biographie gelernt werden. Lesen!!

Bernd Hüttner



Gabi Elverich, Michaela Glaser, Tabea Schlimbach unter Mitarbeit von Anna Schnitzer:

Rechtsextreme Musik – Ihre Funktion für jugendliche Hörer/innen und Antworten der pädagogischen Praxis

Deutsches Jugendinstitut e.V., Außenstelle Halle 2009
152 Seiten, kostenlos zu bestellen unter www.dji.de

In den vergangenen Jahren ist es der rechtsextremen Szene gelungen, in diversen Jugendkulturen Fuß zu fassen und diese für ihre Ziele zu nutzen. Lange ist es her, dass rechtsextreme Musik nur mit schlecht gespielten Instrumenten und gegröhlten Texten aus den Boxen quoll. Ebenfalls wurden die dilettantischen, aber häufig extrem gewalttätigen Covergestaltungen von zum Teil aufwendigen, der Rechtslage angepassten Produktionen abgelöst. Natürlich finden die Bands, die diesen angestaubten Rechtsrock weiterhin bedienen, ihre Fans. Aber rechtsextreme Musikfans können heute eben auch in Hip-Hop-Baggys, Metal-Kutten oder Raver-Glanzhosen daher kommen. Pluralisiert haben sich dadurch nicht nur Instrumente und Noten, sondern auch die Anknüpfungspunkte an rechtsextreme Erlebniswelten. Dass es sich hierbei um ein strategisches Vorgehen und weniger um einen verbesserten Musikgeschmack der Rechtsextremen handelt, lässt sich recht einfach in

Interviews mit den Protagonist_innen der Szene nachlesen. Für den Bundesvorsitzenden der *Jungen Nationaldemokraten* ist Musik ein „ganz großer Türöffner" und für den Sänger der Berliner Band *Deutsch, Stolz, Treue* das „Bindeglied zwischen uns und den zu Überzeugenden".

Diese Problematik wird schon lange im öffentlichen Diskurs erkannt. Allerdings ist der selten mit Fachwissen angereichert. Diese Lücke versucht die vorliegende Untersuchung zu füllen, indem sie im ersten Teil 15 Interviews mit Jugendlichen auswertet, die sich in der rechtsextremen Szene bewegten oder bewegen. Überprüft werden hier die angenommenen Motivationen und Funktionen rechtsextremer Musik, beispielsweise ob diese als Einstiegsdroge zu verstehen ist. Ein starker Schwerpunkt wurde bei der Auswertung auf vertiefende Einzelfallinterpretationen gelegt. Neben der prinzipiellen Problematik der Deutungsmacht durch die Wissenschaftler_innen birgt die Auswahl der Interviews in dieser Untersuchung noch eine weitere Ungenauigkeit. Die rekrutierten Jugendlichen befinden sich nämlich teilweise in Aussteiger_innen-Projekten und anderen pädagogischen Institutionen. Bedingung in diesen Projekten ist die Einhaltung bestimmter Verträge. Der Konsum rechtsextremer Musik ist in einigen dieser Projekte beispielsweise ein Kriterium für den Abbruch der Zusammenarbeit. Inwiefern sich der Umstand des notwendigen Schweigens der Teilnehmer_innen in Bezug auf den Konsum rechtsextremer Musik oder aktuelle gewalttätige Auseinandersetzungen auf die Interviewsituationen auswirkt, wird nicht ausreichend transparent gemacht. Dennoch gewähren die Interviews und deren Interpretation einen Einblick in rechtsextreme Erlebniswelten und die Funktion der Musik.

Der zweite Teil der Untersuchung ist einer Projektlandschaft gewidmet, die sich die pädagogische Auseinandersetzung mit rechtsextremer Musik zur Aufgabe gemacht hat. Geführte Interviews werden durch teilnehmende Beobachtung einiger Projekte und die Organisation und Auswertung zweier Workshops ergänzt. Untersucht werden unter anderem Zielsetzungen, Rahmenbedingungen, Methoden und Handlungsoptionen in der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen. Die Untersuchung setzt hier den gelungenen Schwerpunkt auf eine Reflexion der bestehenden pädagogischen Praxis, Potentiale und Dilemmas.

So wird sie dem Anspruch einer fachspezifischen Reflexion gerecht und gibt Hinweise auf eine mögliche pädagogische Auseinandersetzung mit Rassismus, Antisemitismus, Homophobie und Geschichtsrevisionismus, die (rechtsextreme) Musik einbindet, um Jugendliche mit einem Medium zu erreichen, das in ihrem Lebenskontext eine entscheidende Rolle spielt.

Ralf Mahlich



Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hg.):

„Was ein rechter Mann ist …“ Männlichkeiten im Rechtsextremismus

Karl Dietz Verlag, Berlin 2010
Broschiert, 255 Seiten, 14,90 Euro

Der in der Reihe *Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung* erschienene Band 68 *„Was ein rechter Mann ist …“* befasst sich mit dem Phänomen der Männerdominanz in der rechtsradikalen Szene. Dass Neonazis in der Überzahl Männer sind, erscheint im Alltag so selbstverständlich, dass es selten hinterfragt wird. Der vorliegende Band setzt an diesem Punkt an, untersucht Zusammenhänge und beleuchtet diverse, mit Männlichkeitskonstruktionen und Rechtsextremismus verknüpfte Aspekte. Als wissenschaftliche Basis dienen Ansätze aus dem Bereich der Kritischen Männlichkeitsforschung in Form einer Verknüpfung des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit nach Raewyn Connell mit dem des männlichen Habitus nach Pierre Bourdieu.

Im ersten Abschnitt werden grundlegende Informationen zusammengetragen. Einführend wertet Kurt Möller themenrelevante Studien aus. Fabian Virchow setzt sich sodann mit dem männlichen Idealbild auseinander, das, vor allem in der rechten Skinheadszene, zumeist ein soldatisches ist. Mit dem Übergang zum aktuellen Bild des *Autonomen Nationalisten* als einer Form ambivalenter Modernisierung beschäftigt sich Andreas Heilmann, und Yves Müller untersucht vergleichbare Modifikationen des Männlichkeitsmodells anhand des Publikationsorgans *Junge Freiheit* (JF) der *Neuen Rechten*.

Der zweite Abschnitt wendet sich konkret den Männlichkeitskonstruktionen und deren Antagonisten im Rechtsextremismus zu. Hier liegt der Fokus auf den Ein- und Ausschlüssen, anhand derer sich rechte Männlichkeit konstituiert. Als Bedrohung für die von Rechten imaginierte „Volksgemeinschaft“ angesehen werden Ideen des Gender Mainstreaming ebenso wie Homosexualität und Partnerschaften mit Nicht-Deutschen. Analysen zu diesen Bereichen bieten die Beiträge von Esther Lehnert, Robert Claus / Yves Müller und Ulrich Overdieck. Juliane Lang verschiebt die Perspektive auf die Frauen im Rechtsextremismus, die, und das zeigt der Aufsatz von Andreas Speit, neben Homosexuellen und untergeordneten „Kameraden“ häufig zur Zielscheibe gruppeninterner rechter Gewalt werden. Mit dem

aggressionsbereiten Habitus der *Autonomen Nationalisten* setzt sich auch Kristin Witte anhand von Internetvideoclips auseinander.

Die „Männlichkeiten in angrenzenden Feldern“ – konkrete Betrachtungen zu Burschenschaften, Fußballfans und Kleidungssymbolik anhand von Uniformen – stehen im Zentrum der Texte von Karsten Schuldt, Eva Kreisky / Georg Spitaler und Paula Diehl. Thomas Gesterkamp beschließt den dritten großen Abschnitt des vorliegenden Bandes mit einem Blick auf die Abwehr feministischer Strömungen durch so genannte Männerrechtler. Diese Beiträge zeigen die fließenden Übergänge zwischen den Aktivitäten männerbündischer rechter Gruppierungen und gesellschaftlich allgemein akzeptierten Einstellungen und Verhaltensweisen.

Ein kurzer vierter Teil präsentiert mit den Texten von Olaf Stuve und Marc Brandt mögliche Handlungsansätze, die die geschlechterreflektierte und rechtsextremismussensible Jugendarbeit in den Fokus stellen.

Der Band bietet eine facettenreiche und differenzierte Auseinandersetzung mit den Kategorien Geschlecht und Sexualität im Bereich des Rechtsextremismus. Als umfassender Einstieg in die Thematik sind die Beiträge erfreulich lesbar und frei von unnötigen Verklausulierungen abgefasst, ohne es an wissenschaftlicher Tiefe fehlen zu lassen. Insgesamt ist dieses Buch ein bemerkenswertes und absolut empfehlenswertes Produkt, das aus einem studentischen Projekttutorium an der Humboldt-Universität zu Berlin hervorgegangen ist.

Gabriele Vogel



Holger Kulick, Toralf Staud (Hg.):

Das Buch gegen Nazis – Was man wissen muss und wie man sich wehren kann

Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010
Taschenbuch, 304 Seiten, 12,95 Euro

Das in zweiter, aktualisierter Auflage vorliegende Sachbuch ist ein nützlicher Ratgeber, der eine große Bandbreite an Fragen zum Thema Rechtsextremismus aufnimmt und in sachlicher und informativer Form Antworten gibt. Aufgeteilt in die drei großen Abschnitte „Wissen", „Handeln" und „Erkennen" werden Kenntnisse und Handlungsmöglichkeiten anhand von 70 als Fragen formulierten Kapiteln übersichtlich vorgestellt und mit Fotos, Abbildungen, Lesetipps, Quellen und Links ergänzt.

Giovanni di Lorenzo, Chefredakteur der Wochenzeitung *Die Zeit*, sieht im Vorwort das Schweigen als „Wasser auf die Mühlen [der Rechtsradikalen]" und stellt fest, dass „man nur zielgerichtet handeln kann, wenn man weiß, worum es geht". Ziel des Bandes ist die Aufklärung u. a. über rechtsradikale Strukturen, Argumentationsmuster und Symbole ebenso wie die Anleitung zum praktischen Handeln, um einer Ausbreitung rechtsextremer Strömungen entgegenzutreten.

Mit den hier gebotenen Informationen über Erscheinungsformen, Zusammenhänge und Hintergründe der rechtsradikalen Szene können Lesende in die Thematik einsteigen und sich mit umfangreichem Wissen wappnen. Besonders empfehlenswert ist dieses Buch vor allem, um die eigene Sensibilität für subtilere Strategien der Rechtsextremen zu schärfen. Denn es geht längst nicht nur um den „Kampf um die Straße", der offensichtlich und zum Teil gewalttätig abläuft, als vielmehr um den „Kampf um die Köpfe", dessen Ziel die schleichende Verankerung rechtsradikaler Ideen in weiten Kreisen der Gesellschaft ist.

Ausgangspunkt dieser Publikation war das Internetportal www.netz-gegen-nazis.de, über das einschlägige Informationen gesammelt wurden. Das Ergebnis in der gedruckten Fassung ist ein Kooperationsprojekt der *Bundeszentrale für politische Bildung*, der *ZEIT* und der *Amadeu Antonio Stiftung*.

Gabriele Vogel



Andreas Klee (Hg.):

Politische Kommunikation im städtischen Raum am Beispiel Graffiti

VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010
Broschiert, 120 Seiten, 34,95 Euro

Der Titel dieses Sammelbandes lässt erwarten, dass die darin veröffentlichten Artikel der Frage nachgehen, inwiefern Graffiti als ein Beitrag zur politischen Auseinandersetzung in unserer Gesellschaft verstanden werden können. Von den sechs Beiträgen beziehen sich jedoch nur die letzten drei konkret auf die Ausdrucksform Graffiti; die anderen befassen sich in allgemeinerer Weise mit politischer Kommunikation, so zum Beispiel mit Grundbegriffen der Politischen Bildungs- und Kulturforschung sowie mit den Zusammenhängen zwischen dem Partizipationsverhalten von Jugendlichen und deren Wohnorten aus der Perspektive der Wahl- und Parteienforschung.

Die zweite Hälfte des Bandes eröffnet ein Artikel, der Graffiti in erster Linie als delinquente Praxis Jugendlicher deutet und diese aus kriminologischer und stadtsoziologischer Perspektive untersucht. Darin wird vor allem herausgestellt, dass der Motivationsfaktor „Risikosuche“ und die Einbettung der Graffiti-Akteure in delinquente Freundschaftsnetzwerke und soziale Ansteckung entscheidend für ein Engagement in der Szene seien. Auf die Frage nach dem politischen Charakter des untersuchten sozialen Phänomens geht der Beitrag jedoch nur am Rande ein.

Der darauf folgende Artikel zur politischen Dimension des American Graffiti dient in erster Linie als literarische Zusammenschau der sozialwissenschaftlichen Graffiti-Forschung der vergangenen Jahrzehnte, lässt eine gehaltvolle Analyse jedoch vermissen. Des Weiteren weist dieser Beitrag neben einer ganzen Reihe von inhaltlichen Ungenauigkeiten auch unzählige Rechtschreib- und Interpunktionsfehler auf, die die Lektüre erschweren. Als Beleg für den relativ ernüchternden Erkenntnisgewinn sollen hier die Schlussworte zitiert werden: „Graffiti wirft ein Licht auf verschiedene Strömungen im urbanen Stadtraum und vermag dazu beitragen, dass die Betrachter in ihrer Irritation zum Nachdenken angeregt werden. Der Kommunikationsaustausch kann demnach darin münden, dass die Betrachter untereinander ins Gespräch kommen und es die Grundlage für eine politische Handlung werden kann.“

Der letzte Artikel des Bandes lässt die Formen des American Graffiti außer Acht und fokussiert hingegen „Wort-, Symbol- und Parolen-Graffiti“, weil diese in der Regel weder von Graffiti-Forschern ernst genommen noch von Politikwissenschaftlern angemessene Betrachtung erfahren würden. Diese häufig explizit politischen Ausdrucksformen erkennt der Autor als „Kommunikationsangebote in Protestform“ und schreibt ihren Urhebern klar den Status von politischen Akteuren zu. Damit gelingt es ihm - zumindest hinsichtlich dieser Spielart der ungefragten Interventionen auf öffentlichen Flächen - dem Band zu guter Letzt zu einem gelungenen Abschluss zu verhelfen, der dem Titel gerecht wird.

Matthias Jung

Annotationen Politik

Andreas Speit (Hg.):

„Ohne Juda, ohne Rom“. Esoterik und Heidentum im subkulturellen Rechtsextremismus

Bildungsvereinigung ARBEIT UND LEBEN, Braunschweig 2010
Taschenbuch, 180 Seiten, 5,00 Euro

Die Broschüre *„Ohne Juda, ohne Rom“* erscheint in der zweiten, aktualisierten Auflage als Band 8 der Reihe *Kompetente Konzepte für Demokratie und Toleranz* und vereint neben einem Vorwort und einem einführenden Text von Andreas Speit sechs weitere Beiträge, die sich thematisch innerhalb der Schnittmenge von Rechtsextremismus und religiösen Konzepten bewegen. Stefan von Hoyningen-Huene betrachtet dazu Biografien rechter Jugendlicher und zeigt Zusammenhänge zwischen Religion und Politik auf unterschiedlichen Ebenen auf. In den Aufsätzen von Sarah Guerlain, Jan Raabe, Martin Langebach/Hans-Peter Killguss werden zudem Musikszenen wie Dark Wave, Industrial und Black Metal ebenso wie Rechtsrock miteinbezogen. Ella Weber stellt „Living History“ als Hobby und Mittelalterfeste als Schauplatz für rechte Jugendszenen in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Abgeschlossen wird der Band von Janine Clausen/Martin Langebach/Andreas Speit mit einer lexikalischen Auflistung religiöser Chiffren, die in der rechten Szene relevant sind. **Gabriele Vogel**

Andrea Röpke, Andreas Speit (Hg.)

Neonazis in Nadelstreifen – Die NPD auf dem Weg in die Mitte der Gesellschaft

Ch. Links Verlag, Berlin 2010 (3. Aufl.)
Taschenbuch, 224 Seiten, 16,90 Euro

Christoph Ruf, Olaf Sundermeyer

In der NPD – Reisen in die National Befreite Zone

C. H. Beck, München 2009
Taschenbuch, 229 Seiten, 12,95 Euro

Das Buch *Neonazis in Nadelstreifen* von Andrea Röpke und Andreas Speit scheint sich mittlerweile zu einer Art Standardwerk bezüglich der Aktivitäten und Strukturen der NPD und ihres Umfeldes entwickelt zu haben. Die bisher seit 2008 erschienenen drei Auflagen wurden jeweils ergänzt und aktualisiert, der Band informiert sachlich und detailliert über die rechtsextreme Partei, u.a. über ihre Finanzierung, ihre Wahlkampfstrategien oder die Rolle der Frauen. Auch zu Verbindungen zur rechtsextremen Musikszene oder zur Kindererziehung innerhalb der rechten Szene finden sich Kapitel. In eine ähnliche Richtung geht auch der Band *In der NPD* von Christoph Ruf und Olaf Sundermeyer, allerdings ist das Buch in einem lockeren und reportageartigen Stil verfasst und konzentriert sich mehr auf einzelne Personen und lokale Strukturen, die exemplarisch behandelt werden. **Daniel Schneider**

SACHBUCH

Jugend



Fadi Saad:

Der große Bruder von Neukölln. Ich war einer von ihnen – vom Gang-Mitglied zum Streetworker

Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2010
Taschenbuch, 176 Seiten, 8,95 Euro

Fadi Saad, Jahrgang 1979, schreibt über sich selbst: „Ich bin ein Berliner mit Eltern palästinensischer Herkunft und Ehemann einer Berlinerin hessischer Herkunft“ und folglich bezeichnet er sich als „Deuraber“. In schlichtem Stil und leicht fassbarer Sprache erzählt Saad aus seinem Leben, das als eine Aufstiegsgeschichte präsentiert wird.

Geboren und aufgewachsen im „Soldiner Kiez“ im Stadtteil Wedding, der geprägt ist von hoher Arbeitslosigkeit und Leerstand, mangelnder Straßenbeleuchtung und dem ständigen Heulen der Polizeisirenen, hatte Saad denkbar schlechte Karten für den Start ins Leben. Er gerät an falsche Freunde, wird Mitglied einer Jugendgang und kommt schließlich in den Jugendarrest. Durch diese Erfahrung geläutert, beginnt er umzudenken. Er holt seinen Schulabschluss nach, absolviert eine Ausbildung und arbeitet schließlich als Quartiersmanager im Neuköllner „Rollbergviertel“, dessen Sozialstruktur der des „Soldiner Kiezes“ ähnelt.

Saad beschreibt, wie er mit seiner Arbeit Jugendlichen hilft und stellt auch im Anhang „FAQ – Warum und weshalb ist dies oder das so?“ einige allgemeine Überlegungen zur Situation Berliner Migranten an. Dies geschieht, trotz impliziter punktueller Kritik an gesellschaftlichen Zuständen, ohne Larmoyanz oder erhobenen Zeigefinger. Nicht zu Unrecht kommentiert Seyran Ateş auf der Rückseite des Buches: „Fadi Saad ist ein Vorbild, auf das viele Menschen gewartet haben“, und fügt hinzu: „Eine Pflichtlektüre für den Schulunterricht.“

Dennoch, bei allem Beifall für den „Aufstieg“ dieses turbo-integrierten jungen Autors, bleibt ein gewisses Unbehagen zurück. Sicher, das Buch zeigt, dass es nicht völlig unmöglich ist,

auch mit schlechten Startchancen zu einer gesellschaftlich anerkannten Existenz zu gelangen, und das macht Mut. Dennoch schiebt es auch dem Einzelnen einen Großteil der Verantwortung zu – passe dich an, lerne fleißig, eigne dir alle „deutschen Tugenden“ an und kooperiere mit den stattlichen Institutionen, und wenn du nur willst, dann schaffst du es auch. So einfach ist es aber nicht, denn mit dieser Haltung werden die strukturellen Mechanismen, die zu Benachteiligung und Diskriminierung in einer latent rassistischen und xenophoben Gesellschaft führen, weit unterschätzt.

Gabriele Vogel

Annotationen Jugend

Archiv der deutschen Jugendbewegung:

Bibliographie zur Geschichte der Jugendbewegung

Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung, Band 13
Wochenschau, Schwalbach/Taunus 2009
Broschiert, 255 Seiten, 24,80 Euro

Ähnlich wie das *Archiv der Jugendkulturen* in Berlin verfügt auch das *Archiv der deutschen Jugendbewegung* auf Burg Ludwigstein über eine weltweit einmalige Spezialbibliothek zu jugendlichen Lebens- und Freizeitwelten. Doch während unsere Arbeit quasi da anfängt, wo die hessischen KollegInnen aufhören (der Großteil unserer Medien und anderen authentischen Zeugnisse und Objekte stammt aus den letzten fünf Jahrzehnten und wir arbeiten uns erst langsam über die 1950er Jahre bis zur Zeit der Swing Kids und Wandervögel zurück), konzentriert sich das Burg-Archiv auf die historische Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts. Die nun in diesem Umfang erstmals vorliegende Bibliographie dokumentiert in zehn Themenblöcken systematisiert mehrere tausend Veröffentlichungen zur Jugendbewegung (darunter 87 zu „Jugendkulturen“) und zu angrenzenden Gebieten wie zur Reformpädagogik oder Jugendmusikbewegung. **Klaus Farin**

Jugendpresse Deutschland e.V., Ory Daniel Laserstein (Hg.):

Schülerzeitungs-Handbuch für junge Medienmacher

Books on demand, Norderstedt 2009
Broschiert, 160 Seiten, 12,90 Euro

„Man betreibt schon fast ein Kleinunternehmen mit einer Schülerzeitung“ schreibt der Mitherausgeber Ory Daniel Laserstein im Vorwort und ergänzt: „Und genau hierfür möchten wir, die Jugendpresse Deutschland, euch eine Hilfestellung bieten.“

Auf 160 Seiten informieren die Herausgeber über die unterschiedlichen journalistischen Text- und Stilformen, geben Tipps zur Recherche und Ideen zur Themenfindung. Zusätzlich wird erläutert, wie eine Redaktion organisiert werden sollte und worauf bei Layout, Druck, Werbung, Vertrieb und Finanzen geachtet werden muss. Ebenso hat auch die Online-Schülerzeitung einen Platz bekommen und die Autoren klären über Rechtliches und den Pressekodex auf.

Bereits 2005 entstand die Idee, ein Schülerzeitungs-Handbuch zu veröffentlichen, woraufhin eine Online-Version entstand. Wegen der vielen Nachfragen entschieden sich die Herausgeber, das Handbuch zu überarbeiten und als Buch anzubieten. **Ricarda Vetter**

Ulrike Hinrichs:

ZuRecht finden. Lexikon und Rechtsratgeber für Jugendliche

Verlag an der Ruhr, Mülheim an der Ruhr 2009
Broschiert, 279 Seiten, 19,80 Euro

Ulrich Deinet, Heike Okroy, Georg Dodt, Angela Wüsthof (Hg.):

Betreten erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum

Soziale Arbeit und sozialer Raum, Band 1
Barbara Budrich, Opladen 2009
Broschiert, 246 Seiten, 17,90 Euro

Darf ich mit 14 schon in die Kneipe? Können mir meine Eltern ein Piercing verbieten? Wann ist man vorbestraft? Und wie kommt man eigentlich an einen Führerschein mit 17? Von A wie „Abtreibung“ bis Z wie „Zeuge“ bekommen Jugendliche in *ZuRecht finden*, einem kompakten, von der Rechtsanwältin und Mediatorin Ulrike Hinrichs verfassten und von Eleonore Gerhaher illustrierten Rechtsratgeber fundierte Antworten in verständlicher Sprache auf über 180 Rechtsfragen aus ihrer Lebenswelt – jeweils veranschaulicht durch konkrete Situationen aus dem Alltag. Das Buch richtet sich zwar an Jugendliche, ist damit aber zwangsläufig auch für JugendarbeiterInnen, LehrerInnen und alle anderen interessant, die mit Jugendlichen arbeiten, aber auch für andere Erwachsene. Es illustriert nämlich als

Nebeneffekt sehr schön, wie restriktiv in vielen Bereichen ihres Alltags mit Menschen unter 18 Jahren umgegangen wird.

Wie sehr die jugendlichen Lebenswelten vor allem im Freizeitbereich schon eingeschränkt und Jugendliche immer stärker unsichtbar gewünscht und gemacht werden, zeigt *Betreten Erlaubt*. Im öffentlichen Raum treffen die verschiedensten Interessen von Erwachsenen und Jugendlichen aufeinander. In der Konsequenz bedeutet das meistens für Jugendliche: Betreten verboten! Das von der *Aktion Mensch* – www.dieGesellschafter.de – geförderte Projekt „Betreten erlaubt“ stellt dar, wie jugendliche Cliquen unter Anleitung engagiert und eigenverantwortlich, durchaus politisch und mit Spaß, einen Teil des öffentlichen Raumes für sich zurück gewannen. Das Buch reflektiert wichtige Erfahrungen, präsentiert anregende best-practice-Beispiele mit Hintergrundinformationen und theoretischer Einbettung – es richtet sich damit insbesondere an Fachkräfte aus den Arbeitsbereichen Offene/Mobile Jugendarbeit, Streetwork, Planung, Jugendhilfe sowie an Studierende der Fachrichtungen Sozialpädagogik/Sozialarbeit. **Klaus Farin**

SACHBUCH

Musik



Julia Herbster, Christina Kral:

Boy Punk – Was Rockmusik über Geschlecht erzählt

Merz & Solitude, Stuttgart 2007
Broschiert, 260 Seiten, 21,90 Euro

Schon der Titel von Julia Herbsters und Christina Krals Abhandlung zum Thema Rockmusik und Geschlecht, *Boy Punk*, macht eines deutlich: Der Mann ist die Norm, die Frau ist „das Andere“, sie ist die Abweichung vom Normalen. Warum sonst irritiert uns der Begriff „boy punk“, während uns die Bezeichnung „girl punk“ kaum Kopfzerbrechen bereitet? Warum sonst sprechen wir von Frauenbands, Frauenfußball oder Mädchengangs, aber so gut wie nie von Männerbands (wobei sich auch die Vokabel „Jungsband“ mittlerweile im Sprachgebrauch etabliert hat)?

Die beiden Autorinnen gehen zum einen der Frage nach, weshalb Frauen im Musikgeschäft noch immer unterrepräsentiert sind, zum anderen untersuchen sie, ob es eine speziell weibliche Ausdrucksform in der Musik gibt. Dies wird in drei Abschnitten jeweils mit den feministischen und philosophischen Theorien von Simone de Beauvoir, Luce Irigaray und Judith Butler untermauert.

Erstens

> „On ne naît pas femme, on le devient“
>
> Simone de Beauvoir, *Le Deuxième Sexe*

De Beauvoir behauptet, die Frau sei die Erfindung des Mannes, ihr Geschlecht kulturell konstruiert. Sie fordert, dass sich die Frau nicht über den Mann definiert, sondern zu etwas Eigenständigem wird. Vor diesem Hintergrund untersuchen Kral und Herbster das Phänomen des weiblichen Fans, die Girlgroups der 1950er Jahre, Folksängerinnen wie Joni Mitchell und Janis Joplin und coole Rockfrauen wie Suzi Quatro und Joan Jett.

Der Fan ist, wie sollte es anders sein, zuerst einmal passiv am Musikgeschehen beteiligt. Er bzw. sie kauft Platten, geht auf Konzerte und tapeziert die Wände des Jugendzimmers mit Postern. Für Mädchen und Frauen gibt es daneben noch zwei spezielle Varianten des Fan-Seins. Sie tritt entweder als „Den-Mother", also als Ersatzmutter für Bands auf, d.h. sie ist für deren Betreuung während der Tour zuständig oder sie ist Groupie. In beiden Fällen ist ihre Hauptaufgabe die sexuelle Befriedigung des Musikers/der Band.

In den 1950er Jahren entstehen vermehrt Girlgroups. Die Mädchen, die hier singen, sind sehr jung und verfügen oft über im Kirchenchor trainierte Stimmen. Hinter den Girlgroups stehen Produzenten und Texter, den Mädchen bleibt nur die Rolle als ausführende Kraft, als Sängerin und Performerin. Vom Produktionsprozess sind sie ausgeschlossen. Die Girlgroups waren fremdbestimmt und austauschbar. Der Erfolg der Girlgroups bestand jedoch darin, dass sie in den meisten Fällen aus schwarzen Mädchen zusammengesetzt waren, die auch in der weißen Mehrheitsgesellschaft Akzeptanz fanden und so den Weg für weitere schwarze Musiker/innen ebneten. Außerdem steht bei ihnen die weibliche Stimme und damit auch die weibliche Erfahrungswelt im Vordergrund.

Auch bei Sängerinnen wie Joni Mitchell oder Janis Joplin wird das Private zum Thema ihrer Songs, sie singen über ihre innersten Gefühle, wie Angst oder Liebe. Joplin orientiert sich musikalisch am schwarzen Blues, privat hat sie Spaß an Alkohol und Sex, was ihr von Herbster/Kral den Vorwurf einbringt, sie „imitier[e] bloß die Männer" und „eigentlich" sei nichts an Joplin revolutionär. Auch den rockenden Frauen der 1970er Jahre, wie Suzi Quatro und Joan Jett wird von den Autorinnen eine eigene Individualität abgesprochen. Sie behaupten, ihnen fehle es an weiblicher Ausdruckskraft, da sie sich sowohl eine männliche Attitüde als auch ein männliches Äußeres aneignen. Ihnen wird sogar Selbst- und letztendlich Frauenhass unterstellt. Dabei war doch gerade das Tomboyhafte an Frauen wie Joan Jett eine Offenbarung in der von Männern dominierten Rockmusik. Für viele Mädchen muss es eine Erleichterung gewesen sein, zu sehen, dass es außerhalb der gängigen stereotypen Darstellung von Frauen im Musikbusiness, neben der exzessiven Fixierung auf Titten und Ärsche, noch andere Ausdrucksformen für Frauen gab. Plattenfirmen hingegen galt Jett als nicht weiblich genug, weshalb sie an vielen Türen klingeln musste, bevor es schließlich mit ihrer Solokarriere klappen sollte. Nicht zu Unrecht war und ist Joan Jett immer noch Heldin und Vorbild für viele Musikerinnen.

Zweitens

> „I am a cliché I am a cliché
> I am a cliché I am a cliché
> I am a cliché you've seen before
> I am a cliché that lives next door

I am a cliché you know what I mean
I am a cliché pink is obscene“

X-Ray Spex*, I am a cliché*

Die Philosophin Luce Irigaray vertritt den Differenzfeminismus, das heißt sie hält am Unterschied zwischen den Geschlechtern fest. Sie sagt, die Frau wird als Nicht-Mann gedacht, deshalb existiert die Frau als eigenständiges Geschlecht in unserer Wahrnehmung gar nicht. Die „Frau“ ist nur eine Phantasie des Mannes, sie besteht nur als von Männern erdachtes Rollenmodell. Diese Rollenmodelle sollen sich Frauen bewusst machen und diese dann überzeichnet darstellen.

Einen eigenständigen weiblichen Ausdruck und weibliche Entfaltung findet Christina Kral bei der großartigen Patti Smith. Hier wird zum ersten Mal ein „echter“ weiblicher Stil ausgemacht. In der Musik von Smith gibt es, anders als bei von Männern gemachter Rockmusik, nicht *den* einen Höhepunkt, etwa in Form des Gitarrensolos, sondern viele aufeinander folgende. Feste Liedstrukturen werden, wie Kral schreibt, durchbrochen, der Gesang kann jeden Moment „in Heulen oder Brüllen übergehen“. Ihre Texte sind nicht aus schon tausendmal gehörten Floskeln zusammengesetzt, sondern eigenwillig und poetisch.

In Großbritannien entstehen „all-female“ Punkbands, wie die *Slits*, die *Raincoats* oder *X-Ray Spex* mit der Frontfrau Poly Styrene. Als Punks können sie mit den gängigen Schönheitsidealen für Frauen brechen, Platten und Fanzines werden nach Do-it-yourself-Art vertrieben. Die Frauen stehen hier also nicht nur als dekorative Sängerinnen auf der Bühne, sondern bestimmen den ganzen Produktionsprozess selbst mit. Die spezifisch weibliche Ausdrucksform zeigt sich bei Bands wie den *Slits* darin, dass sie nicht hierarchisch aufgebaut sind, sondern alle Bandmitglieder abwechselnd singen oder die Instrumente bedienen. Wie Kral schreibt, werden keine patriarchalen Strukturen übernommen, das gilt für den Aufbau der Band ebenso wie für die Musik selbst. Über das 1981 erschienene Album *Odyshape* schreiben Simon Reynolds und Joy Press in *Boy Punk*: “The sound on 'Odyshape' is a tapestry of ethnic, British folk, and post-punk threads; instead of jamming together ferociously (the male approach of improvisation), the Raincoats almost *knit* together.“

Im Bezug auf Irigaray bedeutet dies Folgendes: Frauen wie Patti Smith oder Poly Styrene von den *X-Ray Spex* finden ihre eigene, weibliche Sprache und kreieren einen eigenen musikalischen Stil. Zudem imitieren die Punkmädchen von den *Slits* – die Gründerinnen Ari Up und Palmolive lernten sich übrigens auf einem Patti Smith Konzert kennen – auf die von Irigaray hingewiesenen Rollenmodelle für Frauen und überziehen diese. Die im Oktober 2010 verstorbene Ari Up trat zum Beispiel gerne in Hot Pants und Netzstrümpfen auf die Bühne.

Drittens

> „There is no original or primary gender a drag imitates, but gender is a kind of imitation for which there is no original."
>
> Judith Butler, *Imitation and Gender Insubordination*, in: *Inside/Out* (1991)

Anders als Irigaray kritisiert Judith Butler, die den theoretischen Unterbau zum dritten Teil von Herbsters und Krals Untersuchung liefert, einen Differenzfeminismus und das Festhalten an der Zweigeschlechtlichkeit. Die Beibehaltung des Dualismus männlich/weiblich führt zur Aufrechterhaltung der politischen Ungleichheit und zur Stärkung eines patriarchalen Systems. Geschlecht ist für Butler eine soziale Kategorie und wird performativ – also durch unsere Handlungen – konstituiert.

Dies führt uns zum praktischen Teil. In den 1990er Jahren entsteht in Olympia, Washington, die Riot Grrrl-Bewegung. In der männlich dominierten Punk- und Hardcoreszene kamen Mädchen und junge Frauen kaum vor. Aus diesem Defizit heraus entsteht eine Bewegung von Frauen für Frauen. Im D.I.Y.-Verfahren werden Konzerte und Festivals organisiert, Workshops veranstaltet und Fanzines hergestellt. Bands wie *Bikini Kill*, *Team Dresch* oder *Babes in Toyland* verstehen sich als politisch und feministisch. Dies und der Gedanke weiblicher Kollegialität und Solidarität unterscheiden die Riot Grrrls laut Christina Kral von Musikerinnen wie Patti Smith oder Lydia Lunch.

Kommen wir zurück zu Judith Butler: Inwiefern verkörpern oder „performen" Frauen wie Kathleen Hanna (*Bikini Kill*, *Le Tigre*) (soziales) Geschlecht? Auf einem Photo von 1992 sieht man Hanna mit einem Bikini-Oberteil, über den Bauch ist in Großbuchstaben das Wort „slut" („Schlampe") geschrieben. Die Riot Grrrls verwenden Begriffe, die eigentlich dazu benutzt werden, um Frauen zu degradieren. Für Hanna ist das Verwenden solcher Begriffe ein Mittel, um sich gegen den männlichen Blick auf den weiblichen Körper zur Wehr zu setzten. Vor allem auf Konzerten macht sie die Erfahrung, von betrunkenen Männern im Publikum bespuckt oder angestarrt zu werden. In einem Interview äußert sie sich dazu so: „I felt that if I wrote 'slut' or 'whore' or 'incest victim' on my stomach, then I wouldn't just be silent... a lot of guys might be thinking this anyway when they look at my picture, so this would be like holding up a mirror to what they were thinking." (http://www.enjoy-your-style.com/kathleen-hanna.html)

Auch Courtney Love (*Hole*) schlüpft immer wieder in Frauenrollen wie die des „kleinen Mädchens" oder der „Schlampe" und macht so die Konstruktion hinter diesen Frauenbildern sichtbar. Ebenso führen transsexuelle Künstler/innen die Konstruktion von Geschlecht vor Augen. Als Beispiele nennen die Autorinnen den sich selbst als pansexuell bezeichnenden amerikanisch-japanischen Elektromusiker Terre Thaemlitz, der sich in seiner Arbeit unter anderem mit Geschlecht, Sexualität und Identität auseinandersetzt, und den Cross-Dresser

Chris Korda, Gründer der Glaubensgemeinschaft Church of Euthanasia, die auf den vier Säulen Suizid, Abtreibung, Kannibalismus und Sodomie begründet ist. Julia Herbster schreibt dazu, Korda „unterwandert die Vorstellung, dass aus einer politischen oder moralischen Haltung notwendigerweise eine andere folgen muss, dass es also ideologische Typen gäbe mit homogenem Lebenswandel, konsistenten Einstellungen und festen Identitäten." Auch Merrill Nisker aka Peaches bringt vorgefertigte Geschlechtsidentitäten durcheinander, wenn sie sich auf Plattencovern oder der Bühne mit aufgeklebtem Vollbart und Umschnalldildo zeigt. Da es das authentisch Weibliche nicht zu geben scheint, sprechen sich feministische Künstlerinnen oft für das Künstliche aus, für Make-up und Verkleidungen.

Das letzte Kapitel schließt mit dem Bericht Christina Krals über einen Konzertbesuch der Berliner Band *Cobra Killer*. Sie scheint enttäuscht zu sein. *Cobra Killer* sind einfach eine Band mit unterhaltsamer Musik und einer amüsanten Bühnenshow. Plötzlich spricht sie all den zuvor behandelten Musikerinnen jedwede feministische Sprengkraft ab: Poly Styrene ist zu jung, um reflektiert zu handeln, Courtney Love hat Drogenprobleme und „ihr Leben nicht im Griff". Man fühlt sich geneigt zu fragen, was hat das eine mit dem anderen zu tun hat.

Auch die Buchlektüre stellt sich als Enttäuschung heraus. Der Schreibstil der Autorinnen lässt oftmals zu wünschen übrig. Viele Sätze sind holprig, logische Zusammenhänge fehlen und Ideen werden nicht zu Ende gedacht. Ein besseres Lektorat hätte sicher nicht geschadet. Was aber noch mehr enttäuscht, ist der Inhalt. Kral und Herbster verlassen sich leider zu sehr auf Sekundärliteratur, zu oft hat man das Gefühl, dass eine eigene Auseinandersetzung mit den besprochenen Musikerinnen nur rudimentär stattfindet, zu selten werden eigene Schlüsse gezogen und selbstständige Positionen eingenommen.

Schade um dieses vielversprechende Thema.

Addendum

Dem eigentlichen Textteil (Teil A) angehängt sind noch Teil B „Frauenzimmer" und Teil C „Tanz langsam 3 - jetzt erst recht". In Teil B finden sich literarische Texte von Herbster und Kral, die zwar nicht schlecht sind, der Bezug zu Frauen in der Rock/Popmusik ist aber nur bei den wenigsten dieser Kurzgeschichten gegeben. In Teil C werden Projekte wie Videoperformances oder Klanginstallationen vorgestellt.

Bettina Meinzinger

Günter Sahler:

NDW-Archäologie. Edition Blechluft 5

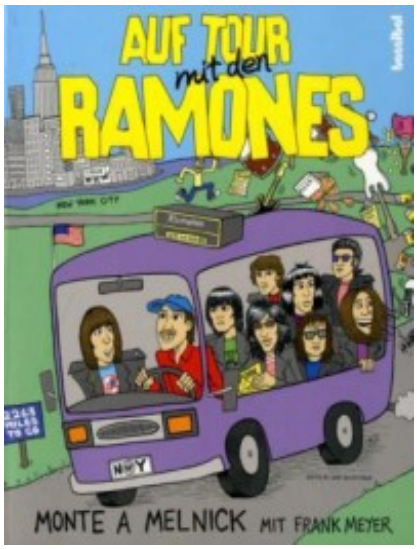
Selbstverlag, Lindlar 2010
Taschenbuch, 162 Seiten, 11,50 Euro

Der vorliegende fünfte Band der Serie *Edition Blechluft* ist eine beeindruckend fachkundige und detaillierte Textsammlung zu bekannten und obskuren Bands und Künstlern aus der Zeit der Neuen Deutschen Welle (NDW). Der Autor Günter Sahler, der für alle Texte allein verantwortlich ist, bezeichnet sich selbst als „NDW-Archäologe“ und „Musikdetektiv“ und sammelt offensichtlich alles, was er zu diesem Thema finden kann (und das scheint eine riesige Menge zu sein), um es dann in Form von Essays, ergänzt durch Interviews, im Eigenverlag zu veröffentlichen – ein Unterfangen, das nur mit einer ausgeprägten Leidenschaft für das Thema möglich ist.

Neben einem fast fünfzig Seiten langen Beitrag über die *Fehlfarben* (behandelt wird die Zeit von 1977 bis 2003) findet sich u. a. auch ein Text über die Popmusikszene von 1975 bis 1985 in Limburg an der Lahn. Hier wird deutlich, dass es Sahler auch darum geht, unbekannte Bands abseits der Zentren der NDW (also z.B. Düsseldorf und Berlin) vorzustellen und kaum bekannte und fast nirgends dokumentierte Geschichten vom Rande dieser wichtigen Phase der deutschen Popmusikgeschichte der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dabei geht es nicht ausschließlich um die NDW, wie man sie vielleicht noch aus den Charts kennt, sondern auch beispielsweise um (Post)Punk oder experimentelle Musik. Der Band enthält außerdem Interviews u. a. mit Stef Petticoat, einer heute kaum bekannten deutschen Musikerin, die es bis in John Peels Radiosendung schaffte, mit Mark Eins von *DIN-A-Testbild* oder mit Achim Flaam von *Hirsche nicht aufs Sofa*. Auch der letzte Teil einer ausführlichen NDW-Diskographie (Buchstaben T bis Z und Sampler) ist in diesem Band zu finden.

Die vorherigen Bände dieser Reihe sind gerade wieder als Neuauflagen veröffentlicht worden und wie dieser Band unter www.guentersahler.de/verlag.html erhältlich.

Daniel Schneider



Monte A Melnick, Frank Meyer:

Auf Tour mit den Ramones

Aus dem Amerikanischen von Alan Tepper
Hannibal Verlag, Höfen (Österreich) 2010
Broschiert, bebildert, 312 Seiten, 22,95 Euro

> Stell dir dieses Buch als einen hautnahen Erlebnisbericht meines Tourlebens mit den Ramones vor. Du wirst direkt neben uns sitzen, einen Jack, eine Coke oder was auch immer du magst, mit uns kippen, geheime Unterhaltungen belauschen und über unsere Schultern sehen, während wir uns die ganzen Schnappschüsse ansehen.

Mit diesem Versprechen beginnt Monte A Melnick, der „sich immer noch erholende" Tourmanager der New Yorker Rockband The Ramones, in Kooperation mit dem Journalisten und Musiker Frank Meyer die Schilderung seiner Eindrücke von der Band und ihren gemeinsamen Erlebnissen. Vera Davie, Ex-Frau des Ramones-Bassisten Dee Dee, nennt Melnick einen „Fulltime-Babysitter", der Musiker Eddie Spaghetti bezeichnet ihn gar als einen „menschlichen Sandsack, an dem alle ihre Aggressionen abreagieren können". Melnicks Ex-Freundin beschreibt ihn heldenhaft: „Monte gab alles für die Ramones. Er opferte für die Gruppe die besten Jahre seines Lebens, seine Gesundheit und sein Wohlbefinden."

Neben allem Pathos und den (Eigen-) Lobeshymnen, die auch Melnick selbst an den Tag legt, ist den Autoren doch ein interessantes und stellenweise recht amüsantes Buch gelungen. So erzählt Monte von dem Ritual der Ramones, sich nachts Snacks und Zeitschriften zu kaufen:

> Die erste Hälfte der Zeit latschten sie einfach stocksteif durch den Laden, ohne was zu kaufen. Einmal machten wir bei einem Minimarkt einer Tankstelle in Texas halt. Wir hatten schon etliche Stunden im Transporter verbracht und die Jungens waren steif vom langen Sitzen. Du kannst dir vorstellen, was das für ein Bild abgegeben hat – sie kletterten aus der Kiste, stinkend und steif. Sie wankten in einem Zombie-ähnlichen Gang durch den Laden, als wären sie dem Film „Nacht der lebenden Toten" entsprungen. Der Pächter drehte sich zu mir um und sagte wohlwollend: „Es ist wirklich sehr nett von Ihnen, dass sie sich um diese geistig zurückgebliebenen Jungen

> kümmern.“ Ich platzte fast vor Lachen. Die Band hat davon glücklicherweise nichts mitbekommen.

Lesenswert für Fans ebenso wie für Neueinsteiger, bietet das Buch weit mehr als eine Ansammlung von Tourberichten. In 16 Kapiteln mit kurzen Einleitungstexten werden die Geschichte der Band, die Charaktere und Biographien der Musiker sowie zahlreiche Hintergrundinformationen vorgestellt. Dies geschieht nicht in Form einer fortlaufenden Erzählung, als vielmehr anhand einer thematischen Zusammenstellung von Interviewsequenzen aus Aussagen der Bandmitglieder und deren Zeitgenossen, die in einer Übersicht zu Beginn des Buches aufgelistet werden. Hier finden sich befreundete Musiker, Manager, Techniker, Roadies und Journalisten aus dem Umfeld der Ramones, ebenso wie Ex-Frauen und Familienangehörige der Bandmitglieder. Weiterhin bietet das Buch zahlreiche Schwarz-Weiß Fotografien und Reproduktionen von Tourplakaten, Plattenhüllen und anderen Dokumenten der Bandgeschichte. Etwas missglückt scheint lediglich das Cover des Buches, das mehr wie eine naive Kinderzeichnung wirkt, als dass es den Mythos von Sex, Drugs and Rock`n Roll illustriert, der im Inneren des Buches stets präsent ist.

Melnick, der seit Jugendjahren mit Tommy Ramone, dem ersten Schlagzeuger der Band, befreundet ist, lässt seine Geschichte in den USA der 1950er Jahre beginnen. Von der Originalbesetzung der Band, allesamt zwischen 1948 und 1951 geboren, ist Tommy der einzige heute noch lebende „Ramone“. Ihm ist das erste Kapitel des Buches gewidmet. Die drei weiteren Gründungsmitglieder, der exzentrische Sänger Joey, der zu rechtem Gedankengut neigende Gitarrist Johnny und Dee Dee, der Bassist mit der ausgeprägtesten Vorliebe für Sex und Drogen aller Art, werden im zweiten Abschnitt porträtiert. Arturo Vega, Lichtdesigner und Merchandiser, über Dee Dee Ramone:

> Er erzählte mir Storys von seinem Job und von den Schwierigkeiten, ein Mädchen zu bekommen. Einer der Gründe, warum er seine Arbeit so mochte, lag auf der Hand – er konnte da Frauen anmachen. Er erzählte mir aber nie, wo genau er arbeitete. Es war ein Schönheitssalon, und er jobbte als Assistent einer Beraterin. Ich glaube, dass es ihm verdammt peinlich war. So versuchte er es vorab zu rechtfertigen, indem er mir erzählte, dass er den Job nur wegen der Möglichkeit, Girls zu treffen, mache.

Wenngleich auch an anderen Stellen des Buches ausgiebig aus dem Nähkästchen geplaudert wird – und das ist es, was Fans der Band erwarten – führt Melnick seine Protagonisten niemals vor. Ganz im Gegenteil sind seine Begeisterung für die Musik der Gruppe und sein Stolz, für eine der berühmtesten Punkbands der USA gearbeitet zu haben – wenn auch als eine Art Blitzableiter – eher überpräsent. Damit passt sich der Autor jedoch nahtlos an die chronische Selbstüberschätzung der Rockstars an:

> **Dee Dee** (Rede bei der Aufnahme in die *Rock and Roll Hall of Fame*): „Hi, ich bin Dee Dee und – äh – möchte mir danken und gratulieren und mir auf die Schulter klopfen. Ich danke dir, Dee Dee. Du bist einfach wunderbar – ich liebe dich!“
>
> **Monte**: Das war urkomisch, denn er meinte es wirklich ernst! An diesem Abend erreichte der Punkrock mit seiner Rede den absoluten Höhepunkt.

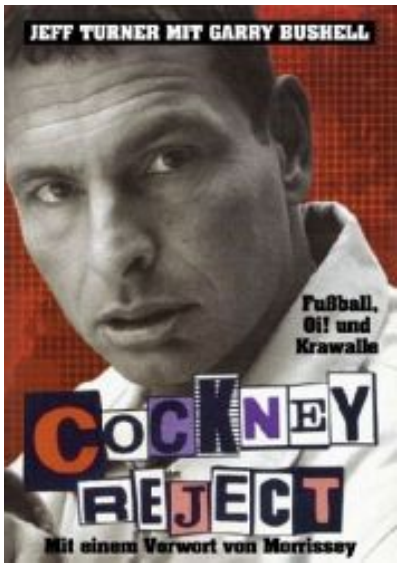
Ob der Autor sein umfangreiches Dokumentationsmaterial in erster Linie zusammenstellt hat, um auch ein Stück vom Kuchen des Ruhmes und finanziellen Gewinns der Band-Legende in Form des vorliegenden Buches zu erhalten, sei dahingestellt. Allerdings hätte es gelegentlich einer kritischeren Auswahl bedurft, um stilistisch allzu armes Material auszusortieren. Damit hätte vermieden werden können, dass sich der Tonfall stellenweise auf dem Niveau einer amerikanischen TV-Dauerwerbesendung bewegt:

> **Vera**: Ein Mal waren wir alle auf der King’s Road zum Shoppen. Ich wusste gar nicht, dass Dee Dee so berühmt war, und konnte mir gar nicht vorstellen, dass ihn jemand erkennt. Da lag ich aber falsch! Die Kids wussten genau Bescheid. Es zündete wie eine Explosion.

Neben allem Musiker-Pathos dokumentiert das Buch aber auch ein Stück Zeitgeschichte des Rock`n Roll in den USA. Es erzählt vom Ende der großen, virtuosen Rockbands der 1970er Jahre mit ihren endlosen Gitarrensoli, über den androgynen Glamrock hinweg, von den Anfängen des Punkrock, der Idee des DIY, der Songs aus drei Akkorden und dem Look der Lederjacken und zerrissenen Jeans. All dies war stilprägend für den Punkrock und wurde von den Ramones eingeführt, auch wenn diese sich in ihrer Anfangszeit Mitte der 1970er bis zum Beginn der 1980er Jahre selbst nicht als Punkband verstanden und bezeichneten. Wir erfahren von den Vernetzungen und den Differenzen zwischen der amerikanischen und der englischen Punk-Szene, ebenso wie von der Relevanz von Marketingstrategien, die nachfolgenden Punkbands zu finanziellem Erfolg verhalfen, während den Ramones ein echter großer Charts-Hit nie vergönnt war.

1996 gaben die Ramones ihr Abschiedskonzert und trennten sich. Die Kernmitglieder der Band, Joey, Johnny und Dee Dee starben in den Jahren 2001 bis 2004. Joey erlebte nicht einmal mehr ihre Aufnahme in die *Rock`n Roll Hall of Fame* im Jahr 2002, und der Rest der Band war untereinander zerstritten. Das Buch schließt jedoch nicht mit diesem unrühmlichen Ende. Tatsächlich wurde den Ramones Anerkennung und kommerzieller Erfolg erst nach ihrem Ableben beschieden, und so endet das Buch mit den eingangs erwähnten, pathetischen und zum Teil unfreiwillig komischen Lobeshymnen. Oder, um es mit David Lee Roths Worten zu sagen: „Die Ramones haben für die Fans die gleiche Bedeutung wie für die meisten Menschen die Kirche.“

Gabriele Vogel



Jeff Turner, Garry Bushell:

Cockney Reject – Fußball, Oi! und Krawalle

Aus dem Englischen von Andreas Schiffmann
Iron Pages Verlag Jeske / Mader, Berlin 2010
Taschenbuch, bebildert, 250 Seiten, 19,90 Euro

England, Anfang der 1980er Jahre. Die erste Welle des Punk ist vorbei, Bands wie die *Sex Pistols* und *The Clash* werden kommerziell erfolgreich und hinterlassen bleibenden Eindruck bei den Kids aus den Arbeitervierteln des Londoner East End. Hier fliegen die Fetzen und das ständig und wegen jeder Kleinigkeit. Jeff Turner, geboren 1964 als Sohn eines Hafenarbeiters und Sänger der britischen Oi!-Band *Cockney Rejects*, lässt seine einleitende Danksagung mit einem kernigen „Haut rein, Leute!“ enden und beginnt seine Autobiographie mit den Sätzen: „Ich war sieben, als mir zum ersten Mal jemand die Nase gebrochen hat. Er war 37 und wohnte nebenan. Ja, ja, das gute alte East End.“

Seine Familie ist Turner wichtig, genauso wie sein Fußballclub *West Ham* und sein Viertel, Custom House. Man hält zusammen, gegen die Bullen und die Justiz, man ist arm und nicht unbedingt ehrlich. Mit acht Jahren beginnt Turner für Boxkämpfe zu trainieren und lernt zudem die nicht minder raue Welt des Fußballs kennen. Nach dem Vorbild der berüchtigten Hooligan-Crew *Inter City Firm* (ICF) gründet er eine eigene Fußballgang, deren Aktivitäten ihn fast hinter Gitter bringen. Den Soundtrack zu seiner wilden Jugend bilden zunächst etablierte Rockbands. Ab dem Ende der 1970er Jahre begeistert sich Turner vor allem für die Musik des Punk – „eher Sachen mit Melodie“ – die sein älterer Bruder Mick mit nach Hause brachte.

> Man musste auf einmal keine Matte mehr bis zum Arsch haben und Lieder singen, die sich wie Einsteins vertonte Relativitätstheorie angehört haben. Das Debüt von Clash trumpfte mit Stücken […] auf, in denen es um andere Themen ging: die Realität. […] Punk drehte sich stärker um das Alltägliche, und ich fand es umwerfend, dass man jetzt einfach so `ne Band gründen konnte.

Damit ist der Grundstein seiner bizarren Karriere gelegt und nach ersten musikalischen Versuchen mit einer Band namens *The Postmen* formiert sich um Turner, genannt „Stinky“, und seinen Bruder die Oi!-Legende der *Cockney Rejects*. Mit Hilfe von Garry Bushell, damals

Journalist bei dem Musikmagazin *Sounds*, erhält die Band nach gerade einmal vier Auftritten einen Plattenvertrag bei EMI, platziert erfolgreich Songs in den Charts und wird mehrfach in die *Top of the Pops*-Show eingeladen. Dem Aufstieg scheint nichts mehr im Wege zu stehen, zumal sich die Mitgröhl-Hymnen des Oi!-Punk als legitime Nachfolger der ersten Punkwelle und authentische Musik der Arbeiterklassejugend erfolgreich etablieren.

Steine haben sich die jugendlichen Punk-Musiker zum größten Teil selbst in den Weg gelegt. Lesen sich die ersten zehn der 34 Kapitel des Buches noch wie eine Erfolgsgeschichte einer Handvoll Londoner Underdogs, so droht der Sympathiebonus für die jungen Rüpel in den folgenden Kapiteln immer mehr zu schwinden. Kaum ein Konzert, das nicht in einer brutalen Prügelei mit der Band endet, dazwischen blutige Hooligan-Anekdoten und derbe Späße, aus denen die Fäkalien förmlich triefen. Es wird gestohlen, zertrümmert und geprollt was das Zeug hält – so viel männliches Pubertätsgehabe gepaart mit einer ordentlichen Portion Selbstmitleid ist zu Beginn recht erheiternd, auf die Dauer jedoch etwas ermüdend zu lesen. Immerhin, zum Ende der Geschichte und zum aktuellen Comeback der Band hin lässt sich eine gewisse Gereiftheit erkennen, die auch dem Buch gut tut.

Stilistisch hat man sich in der Übersetzung bemüht, dem Cockney-Tonfall gerecht zu werden, ohne sich auf einen konkreten deutschen Slang festzulegen. Was zu Beginn im Vorwort von Morrissey noch etwas holprig klingt, ist im Laufe des Buches zumeist originell und witzig gelungen. Knapp 200 Fotos und Abbildungen runden den vorliegenden Band ab, der insgesamt durchaus lesenswert ist. Man muss kein Fan sein, aber ein wenig Vorliebe für den rauen Charme des Oi! ist hier sicher auch hilfreich.

Gabriele Vogel



Martin Lücke und Ingo Grabowsky:

Schlager – Eine musikalische Zeitreise von A bis Z

Edition Spielbein, Erlangen 2010
Broschiert, 104 Seiten, 15,00 Euro



Kennt Ihr Professor Schlager und Doktor Schnulze? Nein? Es sind die Autoren des im Verlag Edition Spielbein erschienenen Buches *Schlager – Eine musikalische Zeitreise von A bis Z*, dem Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung. Hinter Professor Schlager verbirgt sich der Musikwissenschaftler Prof. Dr. Martin Lücke, der u.a. seit Jahren Seminare zum Thema Schlager hält. Dr. Ingo Grabowsky ist Doktor Schnulze. Er avancierte zum Genre-Fachmann u.a. durch seine Mitwirkung an themenspezifischen Ausstellungen im *Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland* in Bonn.

Nun zum Inhalt des Buches: In der Einleitung umreißen die Autoren den Begriff Schlager im Wandel der Jahrzehnte, beginnend vor 150 Jahren, und den Umgang der Deutschen mit diesem Genre. Das „… A bis Z“ im Buchtitel bezieht sich nicht auf die alphabetische Aufzählung ausgewählter Künstler oder Schlager, aufgeführt werden Kapiteltitel von A wie Amerika über H wie Homosexualität, K wie Kirche bis hin zu Z wie die unausweichliche ZDF-Hitparade. Sie streifen u.a. die Verfolgung jüdischer Schlagerkomponisten, die lustigen und Mut machenden Darstellungen Italiens, des Orients oder des alten Russlands in den Schlagern der Wirtschaftswunderjahre, aber auch die Neue Deutsche Welle (NDW) und die aktuelle Szene. Volksmusik findet gleichfalls ihren Platz.

Anhand von Schlagern oder Interpreten analysieren Lücke und Grabowsky in den einzelnen Kapiteln das jeweilige Schlagwort und geben Hintergrundinformationen. Die Autoren erinnern daran, dass es in den 1960er Jahre des vorigen Jahrhunderts sehr populäre Schlagerfestivals gab, die trotz Neuauflagen in den 1990ern nie wieder an ihre damalige Bedeutung anknüpfen konnten. Da bei den ersten Festivals der Erfolg für KünstlerInnen und Lieder noch ausblieb, wurden sie mit dem Vorentscheid zum *Grand Prix Eurovision de la Chanson* verknüpft. Skandinavische Sängerinnen dieser Periode sind bis heute erfolgreich.

Interessant ist, dass in einem Buch rund um den Schlager die NDW ein eigenes Kapitel bekommt. Dies ist aber stimmig, konnte die NDW sich doch nur durchsetzen, weil der Schlager am Wechsel der 1970er zu den 1980er Jahren erst einmal ausgedient hatte. Fast am Ende des Buches liest man unter W dann etwas zur Wiederbelebung des Schlagers in den 1990ern. Unter Q suchen Lücke und Grabowsky nach dem Qualitätsanspruch eines Schlagers und ziehen Vergleiche zur Liedermacherszene, unter T finden sich Tabus, die in der Vergangenheit durch Schlagertexte gebrochen wurden. Pfiffig auch die Idee, den Buchstaben X mit dem Begriff „Xenophilie“ (Fremdenfreundlichkeit) zu belegen, und dort über die Beliebtheit ausländischer SängerInnen, die auf deutsch sangen, zu schreiben. Abschließend hervorheben möchte ich, dass das Thema Schlager nicht nur in Bezug auf das bundesdeutsche Gebiet thematisiert wird, sondern auch die ehemalige DDR eine Rolle spielt.

Im Format 160 x 230 mm ist das Buch auf 104 Seiten umfangreich bebildert und eher dem wahren Schlager-Liebhaber zu empfehlen als dem Laien und als Begleitbuch zur Ausstellung

gut gelungen. Die gleichnamige Ausstellung wird 2011 noch in einigen Städten gezeigt. Termine und Orte sind nachzulesen unter www.professor-schlager.de.

Martina Rehmer

Annotationen Musik

Doris Leibetseder:

Queere Tracks. Subversive Strategien in der Rock- und Popmusik

Transcript Verlag, Bielefeld 2010
Broschiert, 336 Seiten, 29,80 Euro

Doris Leibetseder bietet keine leichte, aber eine durchaus lohnenswerte Lektüre. Ihre als Buch veröffentlichte Dissertation *Queere Tracks* kann zwar durchaus als theorielastig und feministisch zentriert kritisiert werden (so geschehen in der Rezension von Martin Büsser auf http://jungle-world.com/artikel/2010/11/40577.html) dennoch bietet sie anhand der Schlüsselkonzepte Ironie, Parodie, Camp, Maske/Masquerade, Mimesis/Mimikry, Cyborg, Transsexualität und Dildo eine informative Analyse zeitgenössischer Pop- und Rockmusik und deren subversiven Potentialen. Leibetseder greift dazu auf die zugegebenermaßen intellektuell und philosophisch anspruchsvollen Theorien der Gender Studies zurück, ebenso wie auf die leichter greifbaren Methoden der Cultural Studies zur Veranschaulichung ihrer Thesen anhand von Musikbeispielen. Dass sie sich dabei vor allem auf die Werke weiblicher Musikerinnen stützt, ist angesichts der zumeist unreflektiert hingenommenen Dominanz männlicher Künstler in der Musikszene eine originelle und völlig gerechtfertigte Herangehensweise. Schließlich geht es hier auch darum, das allgemein akzeptierte Geschlechtersystem und dessen Normen in ihrer Selbstverständlichkeit aufzubrechen.
Gabriele Vogel

Atlanta Athens, Roger Behrens, Martin Büsser, Jonas Engelmann, Johannes Ullmaier

Testcard – Beiträge zur Popgeschichte #19: Blühende Nischen

Ventil Verlag, Mainz 2010
Broschiert, 312 Seiten, 15,00 Euro

Neben der in dieser Ausgabe besprochenen Nummer 18 der *Testcard* ist in der Zwischenzeit schon ein weiterer Band dieser sehr empfehlenswerten Serie erschienen. Das Thema der 19. Ausgabe ist weniger deprimierend als das der vorherigen („Regress"), es geht diesmal um die in der heutigen Zeit vor allem durch die Möglichkeiten des Internets massiv gestiegene Anzahl spezialisierter kleiner Nischen, in denen sich eine Vielzahl von Musikern, Künstlern und Musikinteressierten tummeln. Der Band behandelt diesbezüglich eine große Breite an (Mini-) Szenen aus unterschiedlichen Bereichen von Rock bis Techno, auch Film und Literatur kommen vor. Bei aller Freude über diese lebendigen, „blühenden" Randbereiche werden aber auch die Probleme einer solch partikularisierten Subkulturlandschaft angesprochen – die Unübersichtlichkeit und damit die Überforderung vieler Rezipienten, die zunehmende Unmöglichkeit, ein etwas breiteres Publikum zu erreichen, und das Fehlen von gemeinsamen Bezugspunkten und Zielen. **Daniel Schneider**

Dietmar Elflein:

Schwermetallanalysen. Die musikalische Sprache des Heavy Metal

Transcript Verlag, Bielefeld 2010
Broschiert, 362 Seiten, 29,80 Euro

Wie der Untertitel des Bandes schon andeutet, geht es hier um die Musik selbst, es handelt sich also weder um eine sozialwissenschaftliche Analyse der Metal-Szene noch um eine literaturwissenschaftliche Erörterung der Texte, sondern um eine musikwissenschaftliche Untersuchung. Das Buch ist eine Doktorarbeit, eingereicht an der TU Braunschweig, und es finden sich darin eine große Menge an für den Laien rätselhaften Tabellen und Abbildungen von Noten.

Beim Durchblättern wird klar, dass hier ein Werk vorliegt, das für den durchschnittlichen Musikinteressierten zu speziell ist und ein gewisses musikwissenschaftliches Grundwissen voraussetzt. Wenn man in dem Buch liest, wird dieser Eindruck bestätigt. Als Beispiel sei hier ein relativ willkürlich herausgegriffener Satz zitiert: „Die New Yorker Band Anthrax hinterlegt im Chorus von „Among the Living" den Wechsel zwischen puls- und riffbasiertem Spiel dagegen mit einem durchgehenden Backbeat und verzichtet auf paralleles Ensemblespiel." (S. 159) Es ist durchaus faszinierend, solche Aussagen über Songs von Bands wie *Slayer*, *Metallica* oder *Pantera* zu lesen und zu erkennen, dass bei diesen Künstlern ein hohes Maß an musikalischer Virtuosität vorhanden sein muss. Wirklich etwas anfangen kann damit vermutlich nur ein Publikum, das sowohl eine klassische musikwissenschaftliche Ausbildung als auch ein gesteigertes Interesse an Metal hat – was vermutlich auf eine recht kleine Anzahl von Menschen zutrifft. Wer zu keiner dieser Gruppen

gehört, kann die Qualität des Bandes nicht wirklich einschätzen. Aber da dieses Buch doch sehr allein auf weiter Flur zu stehen scheint, sollte jeder, der zumindest in eine dieser beiden Gruppen fällt, einen Blick in das Buch riskieren. Für wahre Fans oder an subkultureller Musik interessierte Musikwissenschaftler findet sich hier vermutlich einiges an interessantem Material. **Daniel Schneider**

Dan Charnes:

The Big Payback: The History of the Business of Hip-Hop

Amerikanische Originalausgabe
NAL Penguin Group USA, New York 2010
Hardcover, 672 Seiten, 17,95 Euro

Wie kann sich aus einer New Yorker Straßenkultur innerhalb eines Zeitraums von 40 Jahren eine globale Milliardenindustrie entwickeln? Dieser Frage nimmt sich Dan Charnes in *The Big Payback* an und er ist der Überzeugung, dass eine derartige Entwicklung kein Zufall sein kann. In acht Kapiteln werden, beginnend mit dem Jahr 1968 bis heute, chronologisch die grundlegenden Epochen des HipHop im Hinblick auf seine Protagonisten im Hintergrund und die Strukturen der Musikindustrie in umfassender Art und Weise beleuchtet. Die von Charnes nachgezeichnete Wirtschaftsgeschichte beruht auf einem großen Fundus an Insider-Wissen. Dieses wurde u.a. aus über 300 Interviews mit allen Beteiligten des musikindustriellen Spektrums und aus den eigenen Erfahrungen Charnes als Talent-Scout und Promoter für Plattenfirmen sowie seiner journalistischen Tätigkeit bei *The Source* zusammengetragen. Bedeutende Musiker wie Run DMC oder Jay-Z werden hier im Zusammenhang mit den im Hintergrund stehenden ökonomischen Fädenziehern betrachtet, welche den Berühmtheitsgrad der Künstler überhaupt erst möglich machten. Das Buch hat somit einen elementareren Ansatz, als der Großteil der einschlägigen HipHop-Literatur und hält sicherlich selbst für Experten auf diesem Gebiet die eine oder andere überraschende Anekdote bereit. **Alexander Kraus**

Ferdinand Hörner, Oliver Katy (Hg.):

Die Stimme im HipHop. Untersuchungen eines intermedialen Phänomens

Transcript Verlag, Bielefeld 2009
Broschiert, 204 Seiten, 22,80 Euro

Der Sammelband konzentriert sich auf die Rolle und Wirkung der Stimme im HipHop, es geht hier also weniger um die Texte und Inhalte dieser Musik. Im Mittelpunkt stehen Aspekte wie Tonfall, Rhythmus und Flow, die stimmlichen Fähigkeiten der Künstler und die Rollen, die von den Rappern eingenommen und durch ihre Stimmen ausgedrückt werden.

Die Stimmen im Rap sind meist explizit männlich (Rapperinnen kommen in dem Band nur am Rande vor, ähnlich wie es auch in der HipHop-Szene selbst ist), „schwarz" klingend und Autorität ausstrahlend, was anscheinend auch notwendig ist, um vom Publikum als authentisch wahrgenommen und akzeptiert zu werden. Diese Authentizität ist ein zentraler Teil der Inszenierung der Rapper, denn nur mit der passenden Stimme können bestimmte Inhalte überzeugend ausgedrückt werden.

Daneben werden auch Themen wie Identität, Selbstermächtigung und der Widerspruch gegen Rassismus und Stereotypisierung – auch in Form von bestimmten Sprechweisen und Tonlagen – behandelt. Im Band kommen dabei in einzelnen Beiträgen neben US-amerikanischen Rappern auch Künstler (bzw. deren Stimmen) aus Europa und Afrika vor. Die AutorInnen beschränken sich in ihren Ausführungen jedoch nicht allein auf die Stimmen. Auch Themen wie die visuelle Inszenierung in Form von Musikvideos oder die Rolle der Musik, d.h. der Beats, im Zusammenspiel mit der Stimme, werden behandelt. **Daniel Schneider**

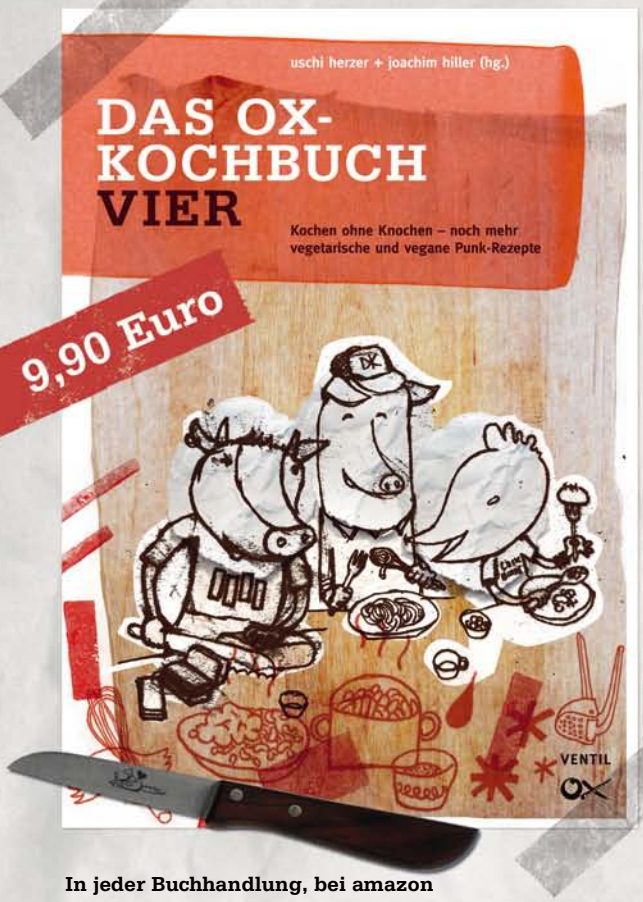
Dietrich Helms, Thomas Phleps (Hg.):

Thema Nr. 1 – Sex und populäre Musik

Transcript Verlag, Bielefeld 2011
Broschiert, 231 Seiten, 21,80 Euro

Nach *No Time for Losers* aus dem Jahr 2008 ist der vorliegende Sammelband der neueste Teil der von Dietrich Helms und Thomas Phleps bzw. dem *Arbeitskreis Studium Populäre Musik* (ASPM, http://aspm.ni.lo-net2.de/info/) herausgegebenen Serie *Beiträge zur Popularmusikforschung.* Diesmal geht es, wie im Titel schon sehr deutlich wird, um Sex und Erotik, und damit auch um Themen wie Sexismus, Homophobie, Frauenrollen in der Popmusik u.ä. Wie immer wird dabei ein breites Spektrum an Genres abgedeckt – in diesem Fall u.a. Heavy Metal, Straight Edge, Dancehall und Techno – und diverse etwas spezialisiertere Themen behandelt. So finden sich auch Beiträge zu Frank Zappa oder der Frauenrolle in der Popmusik im arabischen Raum. Ein interessantes Buch, das sowohl allgemeinere theoretische Grundlagen als auch tiefergehende Analysen von einzelnen Phänomenen bietet. **Daniel Schneider**

Kochen ohne Knochen – mit Stil!



Das Ox-Kochbuch 4

Kochen ohne Knochen – noch mehr vegetarische und vegane Punk-Rezepte

Und noch mehr vegetarische und vegane Köstlichkeiten, von simpel bis anspruchsvoll, von Punks, nicht nur für Punks. Seit dem Erscheinen des ersten Ox-Kochbuchs 1997 hat sich die Reihe zum Geheimtip entwickelt – und zwar nicht nur bei Punkrockern.

Auch für Teil 4 haben Leser und Leserinnen des Ox-Fanzines, Fans und Nutzer der ersten drei Ox-Kochbücher, Szene-Menschen und Punker-Mütter, ihre liebsten Rezepte aufgeschrieben oder sogar gezeichnet. Gesichtet, ausgewählt und getestet von Uschi Herzer und Joachim Hiller und ergänzt um ihre Lieblingskreationen ist Teil 4 des ungewöhnlichen Kochbuchs entstanden, das sich wie die Vorgänger durch seine Schreibe und seine Alltagstauglichkeit auszeichnet. Hier gibt's Rezepte, die jeder und jede nachkochen kann, die Koch-Neulingen wie Fortgeschrittenen gelingen und auch ohne aufwendige Food-Fotografie schon beim bloßen Lesen Appetit machen. Gastrezepte kommen unter anderem von Billy Gould (FAITH NO MORE), Barney (NAPALM DEATH), Kurt (CONVERGE), Steve Albini, Mille (KREATOR), Reimer (KETTCAR) und André & Tom (MAROON).

In jeder Buchhandlung, bei amazon und direkt unter www.ox-kochbuch.de



Das **Ox-Küchenmesser** 3,90 Euro | Das **Ox-Pizzamesser** 4,90 Euro
Das **Ox-Hand- und Geschirrtuch** 3,90 Euro | Die **Ox-Küchenschürze** 18,90 Euro
Die **Ox-Stofftasche** 3,00 Euro | Die **Ox-Bio-Stofftasche** 5,00 Euro
Das **Ox-Frühstücksbrettchen** 8,00 Euro | Der **Ox-Pfannenwender** 3,00 Euro
Die **Ox-Buttons** 2,50 Euro | Der **Ox-Geschenkkarton** 4,90 Euro
Das **Ox-Kochbuch-Paket S** (Kochbuch 1, 2, 3 oder 4 + Küchenmesser + Geschirrtuch + Buttons + Tasche) 25,00 Euro
Das **Ox-Kochbuch-Paket M** (Kochbuch 1, 2, 3 oder 4 + Küchenmesser + Geschirrtuch + Buttons + Tasche + Schürze) 40,00 Euro
Das **Ox-Kochbuch-Paket L** (Kochbuch 1, 2, 3 oder 4 + Küchenmesser + Pizzamesser + Geschirrtuch + Buttons + Tasche + Schürze + Frühstücksbrettchen + Pfannenwender) 55,00 Euro
Das **Ox-Kochbuch-Paket XL** (Alle vier Kochbücher + Küchenmesser + Pizzamesser + Geschirrtuch + Buttons + Tasche + Schürze + Frühstücksbrettchen + Pfannenwender) 80,00 Euro



Kochen ohne Knochen – noch mehr vegetarische und vegane Punk-Rezepte
www.ox-kochbuch.de

SACHBUCH

Popkultur



Martin Büsser, Atlanta Athens, Roger Behrens, Jonas Engelmann, Johannes Ullmaier (Hg.):

Testcard – Beiträge zur Popgeschichte #18: Regress

Ventil Verlag, Mainz 2009
Broschiert, 304 Seiten, 14,50 Euro
www.testcard.de

Das Vorfinden der neusten Ausgabe der *Testcard* löst seit einigen Jahren einen kleinen Glücksmoment aus. Das mag an der Lücke zwischen banalem Popjournalismus und politischem s/w-Fanzine liegen, die von allzu wenigen Publikationen gefüllt wird. Angetreten ist die *Testcard,* um über Musik und künstlerische Positionen zu berichten, die in anderen Medien kaum beachtet werden, und entschuldigt sich im Vorwort bereits dafür, dies in Ausgabe #18 nur bedingt zu erfüllen. Dringlicher erscheinen Gedanken über den reaktionären Backlash des Lebens im Ganzen, um diesen zumindest im Kleinen zu verstehen und ihn bestenfalls sogar zu überwinden. Progressive Künstler_innen wie Gustav haben in dieser Ausgabe trotzdem Platz. Und wer mag der *Testcard* ihren Schwerpunkt zum Thema „Regress“ schon übel nehmen? Denn genau das kann einem werden, wenn man sich die Mühe macht, einmal über die Verhältnisse nachzudenken: speiübel!

Es ist ja nicht so, dass früher alles besser gewesen wäre. Dennoch kann beispielsweise ein Radiointerview mit Thilo Sarrazin am Morgen die Milch der Cornflakes zum Frühstück sauer werden lassen und einige von uns in gewisse Zustände der Unzufriedenheit, gar Wut versetzen, die bis mittags anhalten. Die Brutalität seines biologistischen Rassismus lässt die pünktlich zur Fußball-WM fabrizierten schwarz-rot-goldenen Bratwürste im Supermarkt eher als einen schlechten Scherz erscheinen. Sind solche fleischigen, patriotischen Experimente bisher noch Randerscheinungen, lässt sich beobachten, dass wer heute nicht für Deutschlands Tore jubelt, bereits als deviante Person gemieden wird.

Testcard #18 präsentiert angesichts dieser Zustände 32 kluge Aufsätze über und gegen das Übel und fragt, wie es eigentlich sein kann, dass Kleinfamilie, Nation und Disziplin auf der

allgemeinen Werteskala eine Renaissance erleben. Es geht um das Ende der Arbeit und des Kuschelns, den Gesundheitscheck, Zukunfts- und Rückschrittsmusik, „Indiestream“ und Legenden, reaktionäres Emobashing, ideale Staatsbürger_innen in ausgetauschten Tonspuren und den Versuch, sich Raum zu nehmen, während die anderen lächeln. Auf weiteren 90 Seiten finden sich im Anhang Tonträger-, Papier- und DVD-Rezensionen, die sogar unterhaltsamer sind als diese hier.

Wem der Schwerpunkt „Regress“ zu kulturpessimistisch klingt, muss sich von der Redaktion fragen lassen, „wie jemand gestrickt sein muss, der sich in diesen Tagen noch ernsthaft als Kulturoptimisten bezeichnet“ und *Tocotronic* singen dazu: „im Zweifel für den Zweifel“.

Ralf Mahlich



Margret Kampmeyer-Käding, Cilly Kugelmann (Hg.):

Helden, Freaks und Superrabbis. Die jüdische Farbe des Comics

Eigenverlag Jüdisches Museum, Berlin 2010
Broschiert, 126 Seiten, 19,80 Euro
http://www.jmberlin.de/comic/

Vom 30. April bis zum 6. August 2010 fand im Jüdischen Museum Berlin eine Ausstellung zum Thema Judentum und Comics statt. Begleitend dazu erschien der sehr gelungene Katalog *Helden, Freaks und Superrabbis. Die jüdische Farbe des Comics*. Der Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit diesem Thema war die überproportional hohe Zahl jüdischer Akteure unter amerikanischen Comiczeichnern und -zeichnerinnen.

Schon Anfang des 20. Jahrhunderts erschienen einseitige Comicstrips in Tageszeitungen wie dem *New York Journal* (New York scheint von Anfang an das Zentrum [jüdischer] Comickunst gewesen zu sein). Beliebte Figuren waren Frederick Oppers „Happy Hooligan“, ein tolpatschiger Tramp, Richard Felton Outcaults „Yellow Kid“, ein in ein gelbes Nachthemd gekleideter Junge aus dem Einwanderermilieu, oder Rudolph Dirks „Katzenjammer Kids“, die an Max und Moritz angelehnt waren.

Diese Comicstrips zu lesen, war vollkommen akzeptiert, sie galten als seriös. Dass sich jedoch mit Comics im Heftformat Geld verdienen ließe, daran zweifelten die meisten

Verleger. 1933 aber wagten Harry L. Wildenberg und Max Charles Gaines diesen Schritt und publizierten erstmals ein Heft mit originären Comics. Viele der für sie tätigen Zeichner stammten aus jüdischen Einwandererfamilien, die es aufgrund ihrer Herkunft und eines unterschwellig antisemitischen Klimas schwer hatten, in der etablierten Kunstszene Fuß zu fassen.

In Gaines´ EC Verlag (EC stand zuerst für Educational Comics, später für Entertaining Comics) erschienen in den 1950er Jahren Horror-, Science Fiction-, Abenteuer- und Kriegscomics. Als sich 1954 Verlage unter dem „Comics Code" dazu verpflichteten, auf damals als anstößig geltende Themen wie Sex, Drogen und Scheidungen zu verzichten, bedeutete dies das Aus für viele der Pulp-Verlage. Der EC Verlag konnte sich mit einem neuen Produkt, dem *MAD Magazine*, retten.

In den späten 1930er Jahren revolutionierte ein neuer Comictypus den Markt: 1938 hatte Superman sein Debüt. Geschaffen wurde er von Jerry Siegel und Joe Shuster, den Söhnen jüdischer Immigranten. Superman bildet die Blaupause für eine ganze Armada von Superhelden mit doppelten Identitäten, wie Batman oder Captain America, die jeweils beide auch aus der Feder jüdischer Autoren stammen. In zahlreichen Comics aus den 1940er Jahren traten diese Superhelden den Kampf gegen das Böse in Gestalt des Nationalsozialismus an.

In den 1960/70ern beschäftigten sich viele Comiczeichner vermehrt mit dem Holocaust und jüdischer Vergangenheit, zusätzlich spielten neue Technologien wie die Raumfahrt und die Atombombe eine Rolle (Stichwort: Kalter Krieg). Dies führte zur Entstehung neuer, oft genetisch mutierter Superhelden, siehe *Hulk*, *X-Men* oder *Fantastic Four*, die allesamt beim 1961 gegründeten Marvel-Verlag erschienen. Am augenmerklichsten sind jüdische Einflüsse auf Comicsuperhelden in der Figur des Golems, ein Monstrum geschaffen aus Ton und Lehm, das auf eine jüdische Legende zurückgeht.

In den 1960er Jahren entstand ein weiteres neues Genre, die *Underground Comix*. Diese sind antiautoritär und behandeln mit Vorliebe expliziten Sex und Drogenkonsum. Auch die Darstellung von Folter und Vergewaltigung von Frauen gehört zum Themenrepertoire vieler Zeichner, woraufhin 1970 das erste Comicheft ausschließlich mit Beiträgen von Comiczeichnerinnen entsteht und in San Francisco das „Wimmen's Comix Collective" gegründet wird. Auch hier fällt auf, dass unter den Comiczeichnerinnen viele Jüdinnen sind, darunter Trina Robbins und Diane Noomin. Die Comics behandeln teilweise gezielt jüdische Themen, wie die stereotype jüdische „Mama" oder die verwöhnte „Jewish-American Princess". Auch politische Themen wurden gewählt, so zum Beispiel in Sharon Rudahls *Crystal Night*, ein Science-Fiction-Comic, der auf den Ereignissen der Reichsprogromnacht basiert.

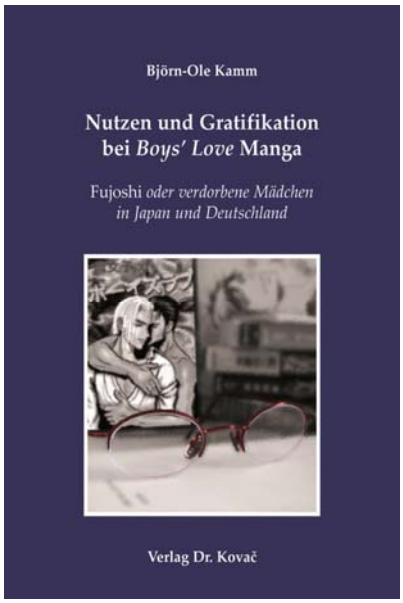
Die Graphic Novel schließlich holte den Comic endgültig aus dem Untergrund und machte ihn zu einer etablierten Literaturform. Als jüdische Vertreter des Graphic Novel Genre sind

zum Beispiel Will Eisner und sein 1978 erschienenes *A Contract with God* (das als erste Graphic Novel überhaupt gilt) oder Art Spiegelmans *Maus* zu nennen.

Der Katalog endet mit einem Ausblick auf die Comicszene in Israel. Dort wurden Comics lange Zeit, anders als beispielsweise in den USA, ausschließlich für Kinder publiziert. Deshalb ist es bis heute schwierig geblieben, Erwachsene als Publikum für Comics zu akquirieren. Bis Mitte der 1980er Jahre wird die israelische Comicszene von zwei Gruppen dominiert: zum einen gibt es Comickünstler, deren Comics persönliche Geschichten erzählen, aber nur von sehr wenigen Leuten gelesen werden, und zum anderen hoch professionalisierte Zeichner, die vor allem Abenteuercomics herstellen. Mit der Entstehung einer alternativen Kulturszene und der Etablierung von neuen Studiengängen wie visueller Kommunikation und Illustration an den Universitäten ändert sich auch das Verständnis Comics gegenüber. In politisch linken Tageszeitungen werden nun regelmäßig Comics veröffentlicht, und Zeichnerinnen und Zeichner schließen sich zu Kollektiven zusammen. Heute ist die Comicszene Israels immer noch klein, bringt aber international anerkannte Comiczeichner hervor, wie die mit dem Eisner Award, dem wichtigsten US-amerikanischen Comicpreis, ausgezeichnete Rutu Modan.

Die Frage, warum es anscheinend besonders viele jüdische Comiczeichner und -zeichnerinnen gab und gibt, will und muss der Katalog nicht endgültig beantworten, stattdessen gibt er einen interessanten Überblick über Comickunst im Allgemeinen, und jüdisch geprägte im Speziellen. Besonders hervorzuheben sind die wunderbaren, wirklich zahlreichen Abbildungen, die den Ausstellungskatalog bereichern und ihn so zu einem gelungenen Ganzen machen.

Bettina Meinzinger



Björn-Ole Kamm:

Nutzen und Gratifikation bei Boy`s Love Manga. Fujoshi oder verdorbene Mädchen in Japan und Deutschland

Schriften zur Medienwissenschaft, Band 23
Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2010
Broschiert, 218 Seiten, 75,00 Euro

In der Manga-Welt gibt es Comics, die sich ausschließlich um das Liebes- und Sexualleben männlicher homosexueller Protagonisten drehen. Das Genre nennt sich *Boy`s Love* oder *Shōnen Ai* (dt. „Jungenliebe“) und gehört zu den beliebtesten im Manga-Bereich. *Shōnen Ai*-Mangas werden fast ausschließlich von Frauen für Frauen kreiert und lehnen sich in optischer Weise stark an das *Bishônen* (dt. „schöner Junge“) genannte Männerideal der Mangas für Mädchen an.

Das Genre hat sich in den 1970er Jahren unter einer Gruppe revolutionärer Bildererzählerinnen herausgebildet, der Gruppe der 48er. So wird eine Reihe von weiblichen Mangaka genannt, die die Männer endgültig aus dem *Shôjo*-Manga (dt. „Mädchencomic“) vertrieben hat, und die durch neue Bildideen, angelehnt an den Jugendstil, und durch das Einbringen von Science-Fiction- und Fantasy-Elementen die Bandbreite des Mädchencomics in Japan erweitert hat. Neben den *Boy`s Love* Mangas gibt es noch die Subkategorie *Yaoi*. Hier wird dann von der ewig gleichen Story – Jungs verlieben und küssen sich im Internat oder in der Schule – abgewichen und es stehen stark pornographische Inhalte im Vordergrund.

In der Publikation seiner Magisterarbeit nimmt Björn-Ole Kamm zunächst eine genaue Verortung des Begriffs *Boy`s Love* vor, da sich dieses Genre vor allem in Japan, aber auch in Deutschland, unterschiedlich darstellt und sich teilweise in einige Subgenres untergliedern lässt. Er charakterisiert *Boy`s Love* als soziales Medium, ein Medium im kommunikationswissenschaftlichen Sinn, als Unterhaltungsmedium.

Damit ist jedoch noch nicht die Frage nach den Ursachen der großen Popularität von *Boy`s Love* in Japan und zunehmend auch in Deutschland geklärt. Hier füllt die Arbeit tatsächlich eine Lücke, denn Erklärungen, warum Frauen Fiktionen über homosexuelle Männer lesen, fallen in der bisher erschienenen Literatur unbefriedigend aus. Sie reichen von der Annahme, dass die Fans zu unattraktiv seien, um einen „realen“ Freund zu finden, oder dass sie zu sehr Angst vor „realem“ Sex hätten bis hin zu der Unterstellung, dass sie nicht die Kraft hätten, sich gegen das Patriarchat aufzulehnen und somit in eine Welt der geschlechtslosen Fantasie flüchten müssten. Über *Boy`s Love* wird also meist psychoanalytisch pathologisierend, homogenisierend und mit einer Überbetonung japanischer Besonderheiten gesprochen.

An dieser Stelle setzt Björn-Ole Kamm an und fragt aus transkultureller Perspektive nach den Zuwendungsmotiven und Zuwendungsmustern der Leser_innen. Er begreift die Leser_innen als aktive und handlungsmächtige Individuen, für die die Medienzuwendung ein Teil des Alltags ist, womit die Mediennutzung auch nicht mehr als Wirklichkeitsflucht betrachtet werden kann. Um dieser Annahme Raum zu geben, führte er qualitative Interviews in Deutschland und Japan und generierte aus seinem Material vier wesentliche Nutzer_innentypen heraus. Dabei zeigt sich, dass es den Nutzer_innen nicht nur um die Befriedigung sexueller Bedürfnisse, sondern auch kognitiver, affektiver, sozial-interaktiver

und integrativ-habitueller Bedürfnisse geht, und diese mitunter zum Modus des Erlebens selbst werden können. Björn-Ole Kamm ist es hier gelungen, einen Schritt zur Analyse von Nutzungsmotiven zu machen, und so den Blick auf (*Boy`s Love*) Manga zu verändern.

Nadine Heymann



Lawrence Grossberg:

We gotta get out of this place – Rock, die Konservativen und die Postmoderne

Löcker Verlag, Wien 2010
Broschiert, 460 Seiten, 29,80 Euro

Die ursprünglich aus Großbritannien stammenden Cultural Studies haben zwar im deutschsprachigen Raum in den letzten 20 Jahren eine relativ weite Verbreitung gefunden, es sind aber immer noch vergleichsweise wenige wichtige Texte aus dieser Schule der Kultur- und Sozialwissenschaften auf deutsch erschienen. Das Herausgeberteam Christina Lutter und Markus Reisenleitner aus Wien versucht hier Abhilfe zu schaffen. In ihrer Bücherreihe zu den Cultural Studies, ursprünglich bei Turia + Kant erschienen und jetzt beim Löcker Verlag beheimatet, ist bereits mit *Lesarten des Populären* von John Fiske ein zentrales Werk erschienen. Jetzt folgt mit Lawrence Grossbergs *We gotta get out of this place* (Der Titel bezieht sich auf einen Song von *The Animals*) ein weiterer bemerkenswerter Band, der sich ähnlich wie *Lesarten* mit Popkultur beschäftigt. Grossberg gilt als einer der herausragendsten US-amerikanischen Vertreter der Cultural Studies und ist vor allem durch seine Arbeit über Rockmusik bekannt geworden. Der vorliegende Band, ursprünglich 1992 erschienen, ist in dieser Hinsicht seine wichtigste Arbeit zu diesem Thema. Trotz seines Alters ist dieses Buch auch weiterhin lesenswert, da hier Phänomene untersucht werden, die auch heute noch und nicht nur in Bezug auf Rockmusik von Bedeutung sind. Grossberg beschäftigt sich mit der Frage, wie sich der ursprünglich subversive und rebellische Rock zu einer Musik des Mainstream entwickeln konnte, die die bestehenden Verhältnisse nicht mehr verändern will bzw. kann, sondern Teil dieser Verhältnisse geworden ist.

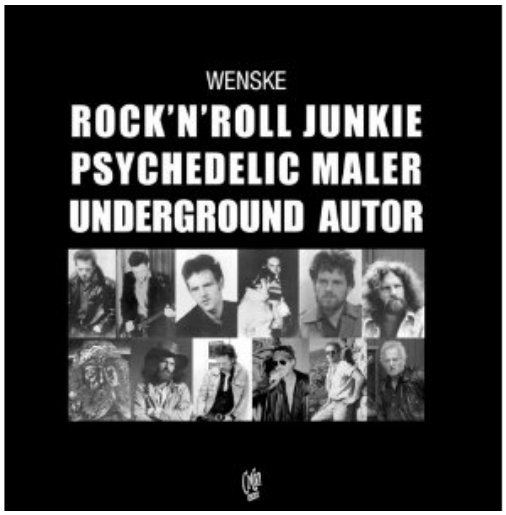
In den 1960er Jahren war Rock der Soundtrack der gegenkulturellen Bewegungen, die Musik war in der Lage, die Menschen zu emotionalisieren und dadurch zu mobilisieren, sie funktionierte als verbindendes Element zwischen verschiedenen Fraktionen der gegenkulturellen Bewegungen und wurde so zu einem wichtigen und wirkungsmächtigen Motor für gesellschaftlichen Veränderungen. Rock stand für den Traum von einer besseren Welt und war den konservativen Kräften anfänglich zutiefst suspekt. Sukzessive erkannten diese jedoch die Macht der Musik und der mit ihr zusammenhängenden emotionalisierenden Inszenierung und sie begannen, diese für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Nicht nur Rockmusik, sondern auch andere Elemente und Praktiken aus der Popkultur wurden zunehmend instrumentalisiert. Aus der Bewegung der neuen Konservativen in den USA nutzte der ehemalige Hollywood-Star Ronald Reagan diese Möglichkeiten als einer der ersten, sie waren ihm behilflich, um Präsident zu werden und seine Politik durchzusetzen.

Eine wichtige Folge dieser Entwicklung war, dass Inhalte immer unwichtiger wurden. So spielten die Texte der Rockmusik eine zunehmend geringere Rolle als die Posen und die Ästhetik – auch widerständige oder „linke“ Texte verloren ihr subversives Potential. Deshalb sind für Grossberg auch weniger die Inhalte als die Wirkung und der Kontext der Musik von Bedeutung – auch rebellische Musik kann der Stabilisierung der Verhältnisse und der Absicherung der Hegemonie der Herrschenden dienen. Aber auch in der Politik wurden rationale Argumente und politische Positionen immer unwichtiger, die Politik wurde entpolitisiert und es rückten Emotionen, Persönlichkeiten und die Art der Inszenierung in den Mittelpunkt.

Das alles hört sich sehr kulturpessimistisch an, denn wahrer Widerstand ist nicht mehr möglich oder geht in der postmodernen Heterogenität unter, da er abgeschwächt und aufgesplittert wird, z.B. auch in Form von sogenannter „Identitätspolitik“ von linker Seite. Die Linke lehnte außerdem die Mechanismen der Rockmusik ab und konnte entsprechend deren Potential nicht für ihre Zwecke nutzen, sondern überließ dies den Konservativen.

Grossberg bezieht sich in *We gotta get out of this place* neben den britischen Cultural Studies auf Theorien aus dem französischen Poststrukturalismus und dem Postmarxismus und entwickelte aus diesen Konzepte zu Rock und Populärkultur, der Linken und den Möglichkeiten von Widerstand, zu Hegemonie und Territorialisierung, Kapitalismus und Entpolitisierung. Der Band ist zwar eher etwas für Fortgeschrittene, da hier auf einem sehr anspruchsvollem Niveau mit z.T. sehr komplexen Theorien gearbeitet wird, aber wer sich ernsthaft mit den Möglichkeiten von Popkultur und deren Verhältnis zu Politik beschäftigen möchte, sollte auch dieses Buch zu Rate ziehen.

Daniel Schneider



Helmut Wenske:

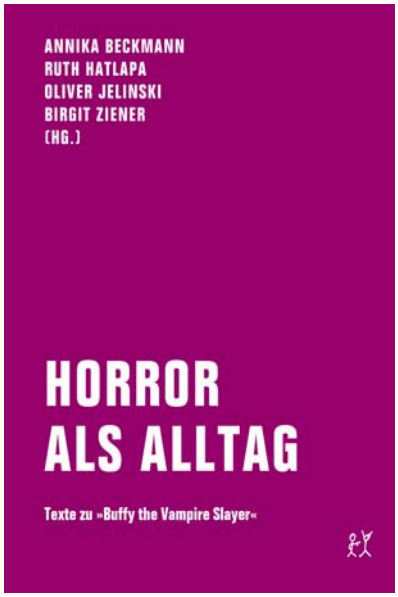
Rock'n'Roll Junkie, Psychedelic Maler, Underground Autor

CoCon, Hanau 2010
Broschiert, 120 Seiten, 19,80 Euro

Eine prima Ergänzung zu den beiden im *Archiv der Jugendkulturen*-Verlag erschienenen autobiographischen Veröffentlichungen von Helmut Wenske, *Scheiß drauf* und *Rock'n'Roll Tripper*.

Erstmals erscheinen in diesem durchgängig illustrierten Band die surrealistisch ausgerichteten Werke von Wenske, die er als Designer für Bellaphon Records entwarf und die u. a. die Plattencover der Band *Nektar* schmückten, in Farbe. Ebenfalls zu sehen sind einige seiner für den Insel-Verlag gestalteten Illustrationen der Reihe *Science Fiction der Welt* und Cover der Bücher anderer Verlage wie Heyne, Fischer, Moewig und Suhrkamp, darunter am bekanntesten wohl die Buchtitel für Philip K. Dick (dazu ein Essay von Franz Rottensteiner). Eigenwillig beschreibt Helmut Wenske als Zeitzeuge selbst das Lebensgefühl und die Attitüde der Rockergeneration in den 1950er und 1970er Jahren.

Klaus Farin



Annika Beckmann, Ruth Hatlapa, Oliver Jelinski, Birgit Ziener (Hg.):

Horror als Alltag – Texte zu Buffy the Vampire Slayer

Verbrecher Verlag, Berlin 2010
Taschenbuch, 256 Seiten, 14,00 Euro

An dieser Fernsehserie scheiden sich die Geister: *Buffy the Vampire Slayer* oder, wie sie etwas unglücklich in Deutschland betitelt wurde: *Buffy – Im Bann der Dämonen*. Diese amerikanische Fantasy-Serie über eine Teenagerin (Buffy Summers), die vom Schicksal dazu bestimmt wurde, die Menschheit vor dem Bösen, zumeist in der Form von Vampiren und Dämonen, zu bewahren, ist für viele nur alberner Trash, für andere die beste Serie aller Zeiten. Letzteres mag zwar ein wenig übertrieben sein, aber dass diese Serie mehr sein muss als irgendwelcher Vampir-Quatsch zeigen Bücher wie der vorliegende Sammelband. Er ist nach Dietmar Daths *Sie ist wach* (Implex Verlag 2003) die zweite deutschsprachige Veröffentlichung zu *Buffy*, die kein offizielles „Fanbuch zur Kultserie" ist. Es handelt sich dennoch um ein „Fanbuch", vermutlich sogar mehr als dies bei den offiziellen Begleitbüchern der Fall ist, denn hier schreiben *Buffy*-Fans für *Buffy*-Fans, das ganze allerdings aus einer eher geisteswissenschaftlichen, kritischen und politisch linken Perspektive heraus. Genau hier scheint diese Serie ein besonders treues Publikum gefunden zu haben – besonders aus dem Umfeld von eher „linken" Intellektuellen stammen viele, die sich nachhaltig für Buffy begeistern können. Es sind beispielsweise FeministInnen und AntikapitalistInnen, die ihre Weltsicht in *Buffy* wiederfinden können und der Serie immer wieder ein gehöriges Maß an Progressivität zusprechen. Im englischsprachigen Raum finden sich im universitären Rahmen mittlerweile sogar die sogenannten „Buffy-Studies", inklusive spezieller Kongresse und Publikationen zur Serie. Das alles mag verwundern, handelt es sich bei der Serie doch um ein Produkt der Kulturindustrie, um Mainstream-Unterhaltung und erscheint auf den ersten Blick wie ein harmloses, billig gemachtes Fließbandprodukt ohne großartigen Anspruch. Warum diese Serie aber viel mehr als das ist und was ihren speziellen Reiz ausmacht, das sind die Fragen, die die AutorInnen in *Horror als Alltag* zu beantworten versuchen.

Die meisten Aufsätze in dem Band beschäftigen sich mit den sieben Staffeln der Serie, außerdem sind zwei Texte zur Spin-Off-Serie *Angel* und ein Text zur in Comicform erscheinenden „Season Eight" von *Buffy* zu finden. In den diversen Texten geht es zumeist um die in *Buffy* enthaltene Gesellschaftskritik, die Darstellung von Unterdrückungsmechanismen oder progressive Sichtweisen, z.B. in Bezug auf Genderrollen. Beispielsweise behandeln im ersten Aufsatz Annika Beckmann und Heide Lutosch die Rolle der Vampire in *Buffy*. Diese stehen nach Ansicht der Autorinnen nicht, wie sonst meist üblich in diesem Genre, für unterdrückte Triebe und anderes unter der Oberfläche verborgene, sondern sind rein oberflächliche Figuren, die nicht mehr darstellen, als das, was sie sind: ein ständiges Ärgernis, das Buffy davon abhält, eine „richtiges" Leben zu führen, eine unbeschwerte Jugend zu verbringen und sich selbst zu entfalten. Sie stehen also nicht für subjektive, ganz persönliche Probleme und Erfahrungen einzelner ProtagonistInnen, sondern für das, was objektiv falsch läuft in der Welt. Vereinfacht gesagt sind das die Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft, der Stress des Kapitalismus und der Horror des Erwachsenwerdens unter solchen Bedingungen. Der Horror bricht bei Buffy auch nicht als etwas Fremdes und

Außergewöhnliches in den Alltag ein, sondern ist immer schon dagewesen und entsprechend Teil des alltäglichen Lebens. Andere Aspekte, die in diesem Aufsatz angesprochen werden, sind beispielsweise noch die Einsamkeit und Entfremdung in der heutigen Welt, unter der auch Buffy zu leiden hat, und eine eher entmystifizierende Darstellung des Heldentums, d.h. *Buffy* kann auch als Kritik an üblichen HeldInnenkonzeptionen gelesen werden. Aber nicht nur die fantastischen Elemente stehen für die negativen Aspekte unserer Realität, sondern auch die realistischen Elemente, wie Lohnabhängigkeit oder autoritäre Strukturen in Schule und Arbeit, sind zumeist belastende Ärgernisse.

Ein weiteres wichtiges und immer wieder hervorgehobenes Element von *Buffy* ist der Umgang mit Geschlechterrollen und die immer wieder herauslesbare Kritik am Heterosexismus der Mainstreamgesellschaft. In *Horror als Alltag* finden sich zu diesem Themenkomplex zwei Texte, die sich zum einen mit dem in der Serie vorkommenden lesbischen Paar – Willow und Tara – (von Carmen Dehnert) und zum anderen mit der Männlichkeit der beiden wichtigsten Vampire der Serie – Angel und Spike – (von C. Dehnert und Lars Quadfasel) befassen. Außerdem hat auch Dietmar Dath einen Text beigesteuert, in dem er seine Faszination für eine bestimmte Folge der Serie („Restless“) zu ergründen versucht.

Spannend sind auch die beiden Aufsätze zu *Angel*, die diese Serie sehr unterschiedlich bewerten. Jasper Nicolaisen und Jakob Schmidt sehen in dieser Serie um Buffys Exfreund Angel, einem guten Vampir mit Seele, der in Los Angeles eine Agentur zur Bekämpfung von Dämonen und Vampiren leitet, eine relativ überzeugende Darstellung des Elends in der kapitalistischen Gesellschaft. Dagegen stellt *Angel* für Ruth Hatlapa eher ein reaktionäres Gegenstück zu *Buffy* dar, das weit hinter dem in der Originalserie zu findenden Maß an Progressivität (z.B. in Bezug auf Genderkonstruktionen) und Gesellschaftskritik zurückfällt.

Alles in allem ist das Buch eine meist spannende und unterhaltsame Lektüre, die viele neue Perspektiven auf *Buffy* eröffnet und Lust macht, diese Serie noch einmal etwas genauer anzusehen. Dabei darf man sich allerdings nicht an linker Rhetorik, z.B. in Form von wiederholtem Thematisieren von Konzepten wie Entfremdung und Kulturindustrie, stören, da diese in den meisten Aufsätzen recht deutlich, vielleicht manchmal auch etwas zu dominant, auftritt. Auch ist der Band wohl nur für Menschen, denen *Buffy* schon vorher etwas bedeutet hat, empfehlenswert – für diejenigen, die die Serie nicht kennen, dürfte das Buch eher unverständlich bis langweilig sein.

Daniel Schneider

Annotationen Popkultur

Thomas Hecken:

Theorien der Populärkultur: Dreißig Positionen von Schiller bis zu den Cultural Studies

Transcript Verlag, Bielefeld 2007
Broschiert, 232 Seiten, 22,80 Euro

Mit einem sehr breiten Spektrum intellektueller Positionen und Ansätze aus verschiedensten Disziplinen wird hier versucht, sich der ebenso weiten wie undurchsichtigen Thematik der „Popkultur“ anzunähern. Es werden in diesem Zusammenhang beispielsweise Erkenntnisse von Denkern aus Philosophie, Soziologie, Philologie, Semiotik, Kommunikationswissenschaften oder Cultural Studies nebeneinander bezüglich ihrer Sicht auf bestimmte Aspekte von Populärkultur behandelt. Das Buch muss schon aufgrund der Vielfalt der behandelten Positionen und Ansatzpunkte, sowie der relativ knappen Abhandlung eben dieser, als Orientierung stiftendes Überblickswerk verstanden werden, welches den Zugang zu einer Auseinandersetzung mit dem komplexen und uneindeutigen Themenfeld der Popkultur erleichtern könnte. **Alexander Kraus**

SACHBUCH

Fußball



Jonas Gabler:

Die Ultras. Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland

Neue Kleine Bibliothek 156
PapyRossa Verlag, Köln 2010
Broschiert, 222 Seiten, 14,90 Euro

Die Fankultur der Ultras kann mittlerweile auf 15 Jahre Präsenz in den Fankurven der Fußballstadien zurückblicken. Und obwohl sich die Subkultur der Ultras in den Stadien festgesetzt hat, sind Publikationen im Vergleich zu anderen Subkulturen noch relativ rar. Dabei sind Ultras in vielerlei Hinsicht spannend: Sie haben eine enorme Anziehungskraft auf Jugendliche und junge Erwachsene entwickelt, sie agieren in öffentlichen und medial viel beachteten Räumen und nehmen kritische und konfrontative Positionen zu dem Fußball ein, der sie umgibt. Darüber hinaus ist die Ultra-Kultur so vielfältig wie kaum eine andere Jugendkultur bzw. vermag sie viele Elemente aus anderen Jugendkulturen zu integrieren. Ultras basteln aufwendige Choreografien, malen Transparente und nähen Fahnen, singen als Chor im Stadion, koordinieren und organisieren Fahrten und Feiern, markieren ihre Reviere durch Graffiti, Streetart und Sticker, rappen oder musizieren über ihre Gruppe, ihre Stadt und ihren Verein, entwerfen Designs und produzieren eigene Klamotten, gestalten Internetseiten und bringen eigene Fanzeitungen heraus. Wer sind diese Ultras, die in den Medien häufig mit Schlagzeilen über Gewalt und Regelverstöße bedacht werden?

Jonas Gabler zeichnet in seinem Buch *Die Ultras. Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland* ein in erster Linie übersichtliches, aber auch authentisches Bild dieser noch relativ jungen, doch schon sehr ausdifferenzierten Fankultur. Im ersten Teil des Buches beschreibt der Autor kurz und bündig die Entwicklung der Fankultur in Deutschland, sowie die Entwicklung der Ultra-Kultur in Italien, das allgemein als Mutterland der Ultras gilt.

Im folgenden Kapitel versucht er, die Ultras in Deutschland anhand ihres „kleinsten gemeinsamen Nenners“ darzustellen. Jonas Gabler beschreibt ihre Gruppenstrukturen sowie

Organisations- und Ausdrucksformen – alles wenig präzise und detailliert, sondern stichwortartig und generalisierend. Einen guten Einblick in einen Teil der Lebenswelt der Ultras liefern die Kapitel über bedeutende Konfliktfelder der Ultras.

Im Abschnitt über die Kommerzialisierung des Fußballs werden wichtige Faktoren wie die Verwandlung von Fußballvereinen in Wirtschaftsunternehmen, die steigende Macht der Fernsehanstalten bei der Spielplangestaltung oder die ausufernde Rechtevermarktung von z.B. Stadionnamen thematisiert. Die Ultras verurteilen diesen „Fußball als Ware", der einen Verlust an Traditionen und Authentizität, schwindende Entfaltungsmöglichkeiten für Fankulturen und eine zunehmende Eventisierung des Fußballereignisses mit sich bringt. Dass dieser Kampf um einen (abstrakten) „ursprünglichen Fußball" nicht ganz widerspruchsfrei ist, liegt jedoch vor allem daran, dass Fußball nicht losgelöst vom Rest der Welt funktioniert. Der Sport – und insbesondere der Profisport – ist nicht erst seit zehn Jahren ein lukratives Geschäft. Konkurrenzkampf um die besten Spieler und größten Erfolge ist in diesem System genauso alltäglich wie der archaische Torjubelschrei, der seit jeher über den Platz und durch das Stadion fegt. Diese Widersprüche greift der Autor auf, indem er den Kampf der Ultras mit dem des „Don Quijote gegen die Windmühlen" vergleicht und fragt, welchen Sinn es macht, „in einem kapitalistischen Unternehmen gegen Kommerzialisierung, gegen Steigerung der Erlöse zu protestieren, wenn das doch dessen erklärtes Ziel ist?"

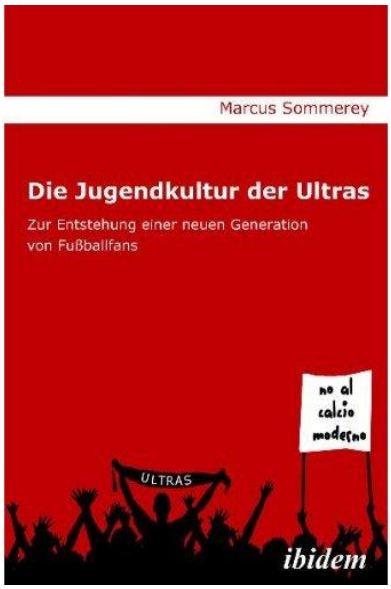
Nicht zuletzt wären die Ultras – zumindest die der oberen Ligen – Teil des ganzen Fußball-Spektakels und sind somit ungewollt ein nicht unwesentlicher Aufwertungsfaktor beim Erlebnis Fußball, indem sie die Ränge in ein Tollhaus verwandeln. So gebe es etliche Ultras, die sehr gut damit leben können, dass sie Anhänger eines unterklassigen, erfolglosen Fußballvereins sind. Sportlicher Erfolg des eigenen Vereins und die Freiheit, Ultra nach eigener Überzeugung (aus)leben zu können, würden vielfach als Gegenpole wahrgenommen werden, die sich nicht überwinden lassen. Die Ultras versuchen diese Widersprüche zu lösen, indem sie Kritik artikulieren und Proteste organisieren. Diese werden oftmals als Regelverstöße wahrgenommen, die zu tiefgreifenden Konflikten zwischen Ultras und den Vereinen, Verbänden und Ordnungsinstanzen führen.

Das Verhältnis der Ultras zur Gewalt wird daher immer wieder im Buch aufgegriffen. Insbesondere die Auseinandersetzungen zwischen den Ultras und der Polizei werden nicht nur in den Medien als problematisch eingestuft. Häufig wird davon gesprochen, dass die Polizei das Feinbild Nummer eins der Ultras sei. Jonas Gabler stellt allerdings eine dazugehörige Antithese auf und fragt, ob die Ultras nicht gleichermaßen das Feindbild der Polizei seien und die Ordnungshüter eine ebenso aktive Rolle bei der Gewaltspirale einnehmen würden. Dass Ultras nicht auf Auseinandersetzungen, Widerstand und Gewalt reduziert werden dürfen, belegt der Autor mit den Abschnitten über gesellschaftspolitisches und soziales Engagement.

Es liege schließlich auch an den Ultras, dass Rassismus aus den Stadien Deutschlands weitestgehend zurückgedrängt wurde.

Im letzten Teil des Buches wagt Jonas Gabler einen Ausblick und versucht Empfehlungen zu geben, wie seiner Meinung nach die Konflikte und Spannungen minimiert werden könnten. Das Buch ist insofern aufschlussreich, als dass viele Themen behandelt werden, welche die Fan- und vor allem Ultrakultur in den vergangenen Jahren beschäftigte. Wie der Autor schon treffend festgestellt hat, ist die Ultra-Kultur viel zu komplex und unterschiedlich, als dass es möglich wäre, sie adäquat auf 200 Seiten zu beschreiben. Dennoch ist es Jonas Gabler gelungen, einen leicht verständlichen Überblick und Einstieg in das Thema Ultras anzubieten, der vor allem für Menschen interessant sein dürfte, die bisher wenige Berührungspunkte mit der Ultra-Kultur hatten.

Holger Raschke



Marcus Sommerey:

Die Jugendkultur der Ultras. Zur Entstehung einer neuen Generation von Fußballfans.

Ibidem-Verlag, Stuttgart 2010
Broschiert, 168 Seiten, 24,90 Euro

Die 130 Seiten umfassende Studie zur Fankultur der Ultras reiht sich ein in den Trend der Neuerscheinungen zu diesem Thema. Dass es sich bei der Studie um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, wird am Aufbau der Untersuchung deutlich, die versucht, einen breiten Bogen um die Genese der Ultra-Fankultur zu spannen. Die Entwicklung der Ultras soll zum einen in Bezug auf gesellschaftliche Veränderungen und zum anderen hinsichtlich der Entwicklungen im Fußballsport beleuchtet werden. Als zentrales Forschungsthema formuliert der Autor die Frage, ob von den Ultras eine überdurchschnittliche Gefahr ausgehe. Hierfür untersucht er – wie es in vergleichbaren Studien auch passiert – spezifische Ausdrucksformen, sowie Aktions- und Konfliktfelder der Ultras. Als Quellen verwendet er in erster Linie Textpassagen, welche von den Ultras auf ihren Internetseiten veröffentlich wurden.

Als Kritikpunkt sei angemerkt, dass eine zu weit gefasste Themenbreite die Gefahr der Oberflächlichkeit mit sich bringt. Dies wird insbesondere beim Kapitel über Ultras in ausgesuchten Ländern deutlich.

Holger Raschke

Annotationen Fußball

Bernd Lederer (Hg.):

Teil-Nehmen und Teil-Haben. Fußball aus Sicht kritischer Fans und Geisteswissenschaftler

Verlag Die Werkstatt, Göttingen 2010
Broschiert, 224 Seiten, 16,90 Euro

Dieses Buch enthält verschiedene Beiträge zu bedeutenden sozialen, gesellschaftlichen und politischen Themen rund um die Welt der Fußballfans. So werden beispielsweise ausgewählte emanzipatorische Projekte aktiver Fans vorgestellt, die sich z.B. mit Homophobie, Rassismus oder Sexismus in den Fanszenen auseinandersetzen. Weiter geht es vor allem darum, welche Einflussmöglichkeiten die Fans vor dem Hintergrund der voranschreitenden Kommerzialisierung des Fußballsports besitzen. **Holger Raschke**

Jonas Gabler:

Ultrakulturen und Rechtsextremismus. Fußballfans in Deutschland und Italien

PapyRossa Verlag, Köln 2009
Broschiert, 153 Seiten, 14,00 Euro

Das erste Buch von Jonas Gabler (siehe auch die Rezension zu *Die Ultras* in dieser Ausgabe des *Journals der Jugendkulturen*) richtet einen vergleichenden Fokus auf die Verbreitung extrem rechter Einstellungen in der Fan- und vor allem Ultrakultur in Italien und Deutschland. Am Beispiel Italiens umreißt der Autor die verschiedenen Phasen der Politisierung der italienischen Ultra-Bewegung und zeigt auf, wie sich im Laufe der Jahrzehnte eine ursprünglich eher linkspolitische Haltung in einen zunehmend extrem rechten Habitus wandelte. Heute existiert in der italienischen Ultra-Kultur eine starke politische Polarisierung unter den Ultra-Gruppen des Landes.

In Deutschland liegt es hingegen auch stark an den Ultras, dass rassistische Verhaltensweisen in den Fankurven zunehmend geächtet werden. Die Entwicklungen in beiden Ländern sind stets mit allgemeinen Entwicklungstendenzen des Fußballs und der Fankultur in dem jeweiligen Land in Verbindung gesetzt. **Holger Raschke**

Giovanni Francesio:

Tifare Contro. Eine Geschichte der italienischen Ultras

Burkhardt & Partner, Freital Pesterwitz 2010
Broschiert, 240 Seiten, 9,95 Euro

Giovanni Francesios *Tifare Contro* genießt innerhalb der Ultra-Szene nicht nur einen guten Ruf, sondern erscheint auch in einem kleinen Verlag, der von Ultras gegründet wurde. *Tifare Contro* ist von einem Ultra geschrieben, der die Geschichte der italienischen Ultra-Bewegung von ihren Anfängen Ende der 1960er Jahre bis zur alles verändernden Zäsur 2007 miterlebte. Seit dem Tod des Polizisten Filippo Raciti und des Fußballfans Gabriele Sandri ist nichts mehr wie es einmal war: Der italienische Fußball steckt in einer Krise und die italienische Ultra-Bewegung wurde durch Repression weitgehend erstickt. Die 40 Jahre Ultra-Kultur werden in diesem Buch authentisch und ungeschminkt dargestellt. **Holger Raschke**

Daniel Langer:

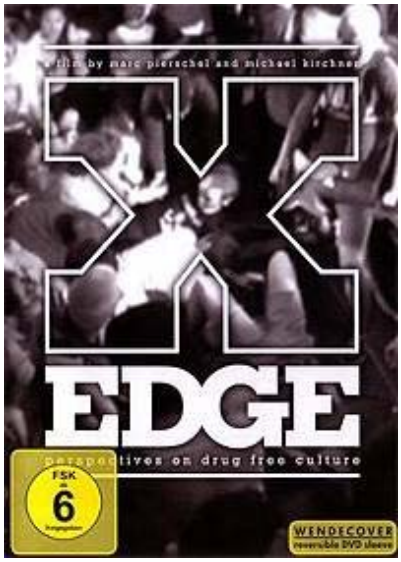
Faszination Ultras. Aspekte und Erklärungsansätze zur Fußballfan- und Jugendkultur

Scientia Bonnensis Verlag, Bonn 2010
Broschiert, 92 Seiten, 16,90 Euro

Eine weitere wissenschaftliche Studie zur Jugendkultur der Ultras ist in Buchform veröffentlicht worden: *Faszination Ultras* versucht, genau die Faszination zu beschreiben und zu erklären, die zum Anwachsen der Ultraszene in Deutschland führte. Wie in vergleichbaren Titeln wird die Ultra-Kultur zunächst als jugendkulturelles Phänomen dargestellt. Eine zentrale Untersuchungsfrage ist, ob die Gewalt eine entscheidende Rolle dabei spielt, warum sich eine wachsende Zahl zumeist junger Männer zu den Ultras hingezogen fühlt. **Holger Raschke**

SACHBUCH

Szenen



Marc Pierschel, Michael Kirchner:

Edge – Perspectives on Drug Free Culture

Compassion Media, Münster 2010
DVD, 162 min, 14,99 Euro
www.compassionmedia.org

Gabriel Kuhn:

Straight Edge – Geschichte und Politik einer Bewegung

Unrast Transparent – Linker Alltag Band 1, Münster 2010
Broschiert, 71 Seiten, 7,80 Euro
www.unrast-verlag.de



Nach Merle Mulders *Straight Edge: Subkultur, Ideologie, Lebensstil?* (2009, s. Rezension im Journal der Jugendkulturen #15) sind nun zwei weitere Veröffentlichungen in Deutschland zu dieser aus der US-amerikanischen Punkszene hervorgegangenen sub- bzw. jugendkulturellen Bewegung erschienen. Dabei handelt es sich um den Dokumentarfilm *Edge – Perspectives on Drug Free Culture* und das Buch *Straight Edge – Geschichte und Politik einer Bewegung.* Warum dieses Thema im Moment gesteigerte Aufmerksamkeit erfährt, ist schwer zu sagen, da es in den letzten Jahren innerhalb der Szene kaum auffällige Neuentwicklungen gegeben hat und Straight Edge in Deutschland eher ein Nischendasein pflegt. Vielleicht ist dies ein Zeichen dafür, dass Straight Edge auch in Deutschland „erwachsen“ geworden ist und

Szenemitglieder nun in ein Alter gekommen sind, wo der wissenschaftliche bzw. dokumentarische Umgang mit Straight Edge wichtiger wird. Erfreulich ist dies auf jeden Fall, da es sich hier um eine hochinteressante, aber nicht unproblematische Bewegung handelt, die aufgrund der Ablehnung von Drogen, blindem Konsum und Fleischverzehr eine Ausnahme innerhalb der Jugendkulturen der letzten Jahrzehnte darstellt.

Vor allem der Verzicht auf Alkohol und andere Drogen ist eine Besonderheit, die Straight Edge nicht nur von vielen anderen Jugendkulturen unterscheidet, sondern darüber hinaus eine erstaunlich radikale Opposition zur Mehrheitsgesellschaft darstellt. Dies wird in *Edge* deutlich, wenn viele der dort interviewten Protagonisten über das Unverständnis ihrer Freunde, Mitschüler oder Kollegen sprechen, dass sie keinen Alkohol trinken und den Konsum von anderen Drogen ablehnen. Der Film lässt einige der wichtigsten Figuren der US-amerikanischen Straight Edge-Bewegung zu Wort kommen, u.a. Ian MacKaye von *Minor Threat*, deren Song „Straight Edge" (1980) der Szene ihren Namen gegeben hatte, Ray Cappo (*Youth of Today*, *Shelter*), der sich in den 1990er Jahren den Hare Krishnas angeschlossen hat, oder auch Karl Buechner, Sänger der militanten Hardcoreband *Earth Crisis*. Aber auch jüngere Protagonisten sind zu sehen, die deutlich machen, dass es sich bei Straight Edge um eine bis heute lebendig gebliebene Jugendbewegung handelt.

Der Film ist eher ruhig und langsam, was in einem starken Kontrast zur hektischen und oft aggressiven Musik steht. Aber es geht hier weniger um die Musik, die nur in kurzen Ausschnitten zu hören ist, sondern die persönlichen Erfahrungen und Sichtweisen der Protagonisten und der politische und ideologische Hintergrund der Bewegung stehen im Mittelpunkt. Dabei wird komplett auf Kommentare verzichtet und alle Hintergrundinformationen werden in Form von abgefilmten Textstellen aus Wikipedia und Büchern über Straight Edge sowie einer Mindmap präsentiert.

Die Aussagen der MusikerInnen und sonstigen Straight Edge-AnhängerInnen sind trotz mancher grundsätzlicher Gemeinsamkeiten sehr unterschiedlich. MacKaye und Cappo haben sich mittlerweile von der Straight Edge-Bewegung distanziert, da sie sich von den teilweise sehr engstirnigen Einstellungen vieler Szenemitglieder abgestoßen fühlen. Von ihrer Seite kommt entsprechend Kritik am Zustand der heutigen Szene. Anders ist dies bei Buechner, dessen Band *Earth Crisis* für äußerst radikale und z.T. menschenverachtende Texte bekannt ist. Er spricht eher unreflektiert von dem Gefühl der „genuine unity" innerhalb der Szene und sieht keinen Grund, etwas zu kritisieren. Manche der Interviewten sehen Straight Edge als politische Bewegung und sich selbst als politische Aktivisten, für andere ist es eine sehr persönliche Sache und sie lehnen den Zwang einer militanten Bewegung ab.

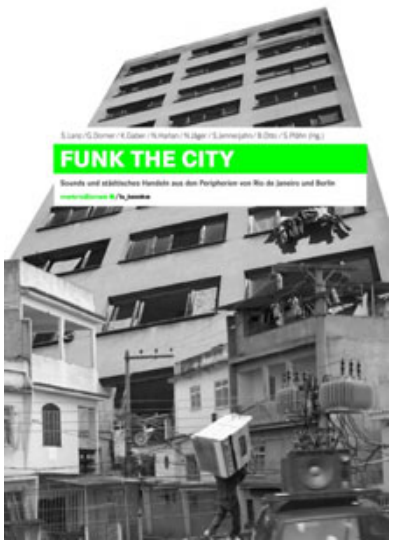
Es werden sowohl die positiven und sinnvollen Elemente als auch die Militanz, Dummheit und Intoleranz angesprochen. Ebenso wird die sehr deutliche Dominanz von weißen, heterosexuellen und männlichen Jugendlichen innerhalb der Szene thematisiert. Allerdings

kommen nur ein nicht-weißer Straight Edge-Anhänger und eine Frau zu Wort, was aber vermutlich deren tatsächlichen Anteil an der Szene entspricht. Insgesamt wäre dennoch ein wenig mehr Fokus auf die problematischen Aspekte von Straight Edge wünschenswert gewesen, zumal auch Homophobie, aggressiver Veganismus und eine gewisse Zivilisationsfeindlichkeit in Teilen der Szene verbreitet sind. Nicht zuletzt besteht gerade in dieser Szene die Gefahr, dass Anhänger sich anderen moralisch überlegen fühlen und entsprechend elitär auftreten.

Edge protzt insgesamt zwar nicht mit Informationen, bietet aber einen eindrücklichen Einblick in die Welt dieser außergewöhnlichen Jugendbewegung. Die englischsprachige DVD ist außerdem mit einer großen Menge an Bonusmaterial (zusätzliches Interviewmaterial, Kommentare der Macher, etc.) und Untertiteln in 15 verschiedenen Sprachen ausgestattet. Was an dieser Stelle noch bemängelt werden könnte, ist, dass der Film sich ausschließlich auf die USA konzentriert, obwohl die beiden Autoren aus Deutschland kommen – hier wäre ein Einblick in die deutsche Szene sinnvoll und wünschenswert gewesen.

Anders ist da das Buch von Gabriel Kuhn, das als kurze Einführung in das Thema gedacht ist. Der Band bietet einen guten Überblick über die Geschichte der Szene, dabei werden auch die Entwicklungen außerhalb der USA berücksichtigt. Es werden Bands aus aller Welt genannt und spezifische lokale Ausprägungen angesprochen, z.B. die Rolle, die Straight Edge in der Neonaziszene Russlands spielt. Die Protagonisten kommen in oft längeren Zitaten ausführlich zu Wort und der Band bietet einen kurzen, aber relativ umfassenden Überblick über alle Facetten von Straight Edge. Zusätzlich ist das Buch aus einer dezidiert linken Perspektive geschrieben (es ist als Band 1 in der Reihe *Linker Alltag* erschienen) und spart nicht an Kritik an den schon erwähnten problematischen Entwicklungen innerhalb der Szene.

Daniel Schneider



Stephan Lanz, Gese Dorner, Katharina Gaber, Nele Harlan, Nadine Jäger, Sigurd Jennerjahn, Birke Otto, Swantje Plähn (Hg.):

Funk the City – Sounds und städtisches Handeln aus den Peripherien von Rio de Janeiro und Berlin

metroZones 9 / b_books, Berlin 2008
Broschiert, 214 Seiten, m. Abb., 18,00 Euro

„Heiße Kurven und scharfe Worte, das ist die neue Formel des Baile Funk. Der Sound aus den Favelas von Rio erobert die Welt.“ So lautete eine Programmankündigung der Sendung *Tracks* auf *Arte* im Dezember 2007. Als der Hype um Baile Funk vor ein paar Jahren seinen Höhepunkt erreicht hatte, waren solche klischeehaften Beschreibungen häufiger in den Medien zu finden. Zu den üblichen stereotypen Bildern von spärlich bekleideten Frauen an der Copacabana oder beim Karneval von Rio gesellten sich nun auch Bilder von grenzenloser Gewalt und Drogenelend wie sie z.B. in dem brasilianischen Film *City of God* (2002) zu sehen waren. Die Faszination, die das Ghetto auf die weiße Mittelschicht ausübt, ist spätestens seit dem weltweiten Siegeszug des Hip Hop in den 1980er/1990er Jahren ein altbekanntes Phänomen. Im Fall von Baile Funk verband sich dies nun noch mit dem Bild von Brasilien als exotischem Urlaubsland. Die Romantisierung des Elends vor Urlaubskulisse wird in *Funk the City* kritisch hinterfragt. Der Band bietet Einblick hinter die Kulissen einer „Ghettomusik“ wie Baile Funk in Rio, aber auch von Hip Hop in Berlin (der aber deutlich weniger „ghetto“ ist als Baile Funk).

Eine der zentralen Fragen des Bandes ist die nach dem Widerstandspotential dieser von marginalisierten Gruppen geprägten Musikszenen. Wenn über Hip Hop in Berlin gesprochen wird, liegt der Fokus meist auf dessen rebellischen und provokativen Charakter, der entweder als subversiv verklärt oder als sexistisch und gewaltverherrlichend verdammt wird. Dass dies sehr verkürzende und einseitige Sichtweisen sind, zeigt der Beitrag von Lutz Henke (*Incorporate Identity*, der einzige Text in *Funk the City*, der sich auf Berlin konzentriert), dessen Untertitel schon die Komplexität dieses Phänomens deutlich macht: *Hip-Hop in Kreuzberg zwischen Rebellion, Kontrollformat und Geschäftsidee*. In Henkes Text wird deutlich, in welchem Ausmaß Hip Hop in Deutschland von öffentlicher Seite unterstützt wird, z.B. in Form von Kultur- und Filmförderung oder in der Jugend- und Sozialarbeit. So kann bei Hip Hop teilweise von einer „staatlich verordneten Rebellion“ gesprochen werden, voraus sich die Frage ergibt, ob hier tatsächlicher Widerstand gegen die Marginalisierung möglich ist oder nur „Problemjugendliche“ ruhiggestellt werden sollen. Auch das Spannungsfeld zwischen Emanzipation und einer auch neoliberalen Ideologien zugute kommenden Eigenverantwortung spielt hier und in anderen Beiträgen des Bandes eine Rolle. So kann es durchaus sein, dass solche Kulturen letztendlich als kulturelles Kapital einer Stadt diese auch als Wirtschaftsstandort stärken – somit können scheinbar widerständige Kulturen die bestehenden Verhältnisse unterstützen und letztendlich sogar zur eigenen Verdrängung durch Gentrifizierung beitragen. Durch die hohe Aufmerksamkeit, die diese Szenen teilweise erfahren, erhöht sich aber auch das Potential der kritischen Einflussnahme auf die Mehrheitsgesellschaft, gleichzeitig droht wiederum die Gefahr der Vereinnahmung und Neutralisierung durch die Kulturindustrie. Es geht also auch um die „Fallstricke und Chancen einer durchgängig medialisierten Gesellschaft des Spektakels für widerständige Minderheiten“ (S. 21).

Baile Funk bewegt sich in einem ähnlich komplexen Feld zwischen Schattenökonomie und Kulturindustrie, Kriminalität und emanzipatorischen Elementen. Diese Musik und ihr Kontext bilden den größten Themenkomplex in *Funk the City*. Es kommen eine Reihe von unterschiedlichen Experten zu Wort, das Spektrum reicht von Daniel Haaksmann, einer der ersten, der diese Musik nach Deutschland importierte, bis zu einer ganzen Reihe von KünstlerInnen, AktivistInnen und KulturwissenschaftlerInnen. Der Band funktioniert hier auch als eine lesenswerte Einführung in diese in Deutschland noch kaum ernsthaft und ausführlich behandelte Szene. Baile Funk bezeichnet eine rohe Tanzmusik aus den Favelas von Rio de Janeiro (bzw. die dazugehörigen Partys, der Begriff kann als „Funk-Party" übersetzt werden). Sie ist eine Mischung aus Funk, Hip Hop, House und brasilianischen Rhythmen und hat sich als wichtigste Musikrichtung in den Armenvierteln der südamerikanischen Metropole etabliert.

Neben der Geschichte dieser Musik, die bis in die 1970er Jahre zurückreicht, werden auch soziale, politische und ökonomische Aspekte thematisiert. So werden Probleme wie die oftmals enge Verbindung zu den Drogenkommandos (d.h. der brasilianischen Drogenmafia) oder die oft pornographischen und sexistischen Texte ebenso angesprochen wie positive Aspekte. Dazu gehören der Aufbau eigener Strukturen, der Widerstand gegen Unterdrückung und Polizeigewalt oder das selbstbewusste Auftreten der in der Szene aktiven Frauen. Auch in Bezug auf die Rezeption von Seiten des nicht in den Favelas, sondern in wohlhabenderen Gegenden Rios oder in Europa lebenden Publikums, werden unterschiedliche Thematiken angesprochen, z.B. die Vorteile einer Wahrnehmung auf globaler Ebene oder das Spannungsfeld von Rassismus und Exotismus.

Hier geht es dann auch um die globalen Beziehungen zwischen verschiedenen Städten und Szenen. Berlin und Rio sollen nicht getrennt betrachtet werden, sondern als Orte, die sich in wechselseitiger Beziehung zueinander befinden. Dies gelingt zwar nicht immer, dennoch wird deutlich, dass kulturelle Entwicklungen und Szenen wie eben Hip Hop oder Baile Funk nicht isoliert nur an einem Ort stattfinden, sondern dass die Städte der „ersten" und der „dritten" Welt in regem Austausch miteinander stehen.

Funk the City ist ein vielstimmiges Buch, in dem Wissenschaftler, politische Aktivisten und Künstler mit unterschiedlichem Background sowohl aus Rio de Janeiro als auch aus Berlin zu Wort kommen. Dadurch entstehen zuweilen auch Widersprüche und manche der aufgeworfenen Fragen werden nicht endgültig und eindeutig beantwortet. Dies kann jedoch auch als eine der Stärken des Buches betrachtet werden, da es damit der Heterogenität der Akteure gerecht wird und vereinfachende Verallgemeinerungen vermeidet. Die Vielfalt zeigt sich zudem an den diversen Textarten in diesem Buch: neben wissenschaftlichen und theoretischen Texten finden sich Interviews, Reportagen und Songlyrics, außerdem wird der Band durch Fotostrecken aufgelockert. Erwähnenswert ist auch das durchdachte und sehr

ansprechende Layout. Das alles macht *Funk the City* zu einer lohnenswerten und spannenden Lektüre, auch für LeserInnen, die mit den rohen Beats des Baile Funk wenig anfangen können.

Herausgegeben wurde das Buch von einer Arbeitsgruppe des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialgeographie an der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) unter Leitung des Dozenten Stefan Lanz. Dieser ist auch Mitglied des Vereins metroZones e.V. in Berlin, in dessen Schriftreihe *Funk the City* erschienen ist. Der unabhängige Verein betreibt kritische Stadtforschung und ist interdisziplinär und transkulturell ausgerichtet. Weitere Informationen sind unter www.metrozones.info zu finden.

Daniel Schneider



René Gründer:

Blótgemeinschaften. Eine Religionsethnografie des ‚germanischen Neuheidentums'

Ergon Verlag, Würzburg 2010
Kartoniert, 403 Seiten, 49,00 Euro

In seiner religionsethnografischen Studie zum „germanischen Neuheidentum" räumt René Gründer mit medial verbreiteten Klischees und Vorurteilen auf und präsentiert ein vielseitiges „neues Heidentum", das sich dem tief greifenden sozialen Wandel mitunter sehr kritisch anpasst. Die vermeintlich ewig gestrigen Mitglieder von „Blótgemeinschaften" entpuppen sich im Gespräch und in der Begegnung mit dem Soziologen – je nach persönlicher Orientierung – eben nicht als enttäuschte Modernisierungsverlierer, sondern als verantwortungsbewusste Menschen, die ihr Seelenheil in teils hoch individuellen Entwürfen einer Bastelreligion bzw. -spiritualität sowie in der Gemeinschaft Gleichgesinnter suchen.

René Gründer hat in den vergangenen Jahren „Die Inszenierung des ‚Germanischen' im Neuheidentum der Gegenwart" erforscht und für seine umfassend wie sorgsam konzipierte Dissertation mit Vertretern eines „germanischen Neuheidentums" Interviews geführt, sie zu Ritualen begleitet, die sie inspirierende Literatur in Augenschein genommen und sich während seiner qualitativen Forschung offensichtlich immer wieder aufs Neue überraschen

lassen, und somit seinen Blick für die dem Feld eigenen Paradoxien geschärft. Diese einerseits neugierig-offene, andererseits konzentrierte Herangehensweise spiegelt sich vor allem in den zahlreichen Interview-Ausschnitten, welche Gründers Studie nicht nur eine authentische Lebendigkeit verleihen, sondern auch transparente Innenansichten der sehr heterogenen Asatru-Anhängerschaft vermitteln. Gründer entwickelt für die unterschiedlichen Varianten des Asatru (in etwa: Asentreu / Glaube an die Asen) den wissenschaftlich distanzierenden Begriff des „Asatheismus“ für

> „solche sozial konstruierten und ethnokulturell fundierten Alternativreligionen der Moderne […], deren religiöser Kern in der kultischen Praxis eines (durch ihre Anhänger) als ‚germanisch’ bezeichneten Polytheismus auf der Grundlage mythologischer Überlieferungen vorchristlicher nord- und mitteleuropäischer Stammeskulturen bestimmt werden kann.“

Mit diesem Ansatz werden sowohl völkische wie ökospirituelle und tribalistische als auch universalistische Ausrichtungen des Asatru beschrieben, was zahlreiche Vergleiche, z.B. im Hinblick auf religiöse Praxis, Weltanschauung und Ethik ermöglicht.

Bereits bei der Veranschaulichung biographischer Zugänge zum neuheidnisch-germanischen Feld wird deutlich, dass völkische Vertreter längst nicht mehr die ihnen immer noch von Öffentlichkeit, Kirche und den meisten damit befassten Wissenschaftlern zugeschriebene Deutungshoheit besitzen, sondern mittlerweile in Konkurrenz zu Asatru-Gruppierungen stehen, welche die völkischen „Naturgesetze“ und die aus ihnen gefolgerten Werte konsequent ablehnen. So können nach Gründer politisch engagierte Menschen aus dem linksalternativen, ökosozialen oder rechtsextremen Spektrum ein je persönliches Interesse am „germanischen Neuheidentum“ entwickeln und dieses offenbar mit ihrer politischen Einstellung vereinbaren. Ohnehin erlebt Gründer den Asatheismus der von ihm Befragten als so vielseitig und pragmatisch, dass dieser nicht zwangsweise in der Sackgasse einer „Gegenaufklärung“ enden muss oder nur ein „Unbehagen in der Moderne“ ausdrückt, also kaum mehr verkörpert als den von Stefanie von Schnurbein attestierten „Göttertrost in Wendezeiten“ der gegenwärtigen Verlierer in westlichen Gesellschaften.

> „Eine heterogene Verbindung zwischen einer pragmatischen, diesseitsorientierten Lebenseinstellung und einer individuellen Götterverehrung bei optionaler Integration magischer Techniken zur Bewältigung akuter Kontingenzerfahrungen bilden im heutigen Asatheismus eher die Regel als die Ausnahme“,

so Gründer, der diese Feststellung mit zahlreichen Einblicken in die persönliche Religiosität und Spiritualität belegt.

Tendenziell erkennt Gründer einen Wandel des Feldes: völkische Interpretationen eines „germanischen Neuheidentums“ verlieren gegenüber ökospirituellen und insbesondere

universalistischen Ausrichtungen an Boden. Für immer mehr Asatruar erwirken nicht Herkunft oder kulturelle Zugehörigkeit die gegenseitige Anerkennung, sondern „individuelles Interesse, religionshistorisches Wissen und das subjektive Vernehmen eines ‚Rufes der Götter'". Die universalistischen Formen von Asatru lassen ihren Anhängern Raum zur Entwicklung einer modernen „germanisch-heidnischen" Spiritualität, welche sich an die sozialen Gegebenheiten weitgehend problemlos anpasst. Dies spiegelt sich u.a. in einer differenzierten und an den jeweiligen Anlass gebundenen Gebetspraxis, im Umgang mit Artefakten und Symbolen und in einer individuellen Deutung der Runen. Auch bei der Interpretation literarischer Quellen erkennt Gründer wesentlich verschiedene Ansätze, wobei er zu der bemerkenswerten Einsicht kommt, dass gerade die Lektüre der *Edda* als dem maßgeblichen Grundlagenwerk nordisch-germanischer Mythologie wenig intensiv bis gar nicht stattfindet. Das sei eine „offenkundige Paradoxie des Asatheismus […], einen wesentlichen Teil seiner Legitimationsbehauptungen an schriftliche Quellen zu binden, die kaum einer seiner Anhänger wirklich rezipiert". Beim Asatheismus von einem „*Edda*-Glauben" zu sprechen, verbietet sich für Gründer demnach ebenso wie die Reduktion auf eine „erfundene Religion". Vielmehr handele es sich um eine zusammengebastelte, neue Tradition, deren mitunter widersprüchliche Elemente sich aus einem stetig wachsenden Fundus von Mythologie, Philosophie, Psychologie, völkischer Ideologie, Religionswissenschaft und religiöser Literatur, Skandinavistik, Esoterik, Anthroposophie, New Age, Belletristik und Populärkultur speisen. Der Bezug zum „Germanischen" stelle dabei unter den Asatruar den kleinsten gemeinsamen Nenner dar, wobei das „germanische Selbstverständnis" und die Auseinandersetzung mit historischer und skandinavistischer Forschung je nach Ausrichtung stark variieren und vor allem universalistisch orientierte Asatruar Interesse an aktueller Forschung zeigen würden.

Auf der Werteebene rücken im Zeitalter der vermeintlichen Globalisierung vermehrt Werte wie Achtsamkeit und Verantwortung für das eigene Handeln in den Fokus und vertiefen den Wunsch, „im Einklang mit der Natur" zu leben auf persönlicher Ebene mit Augenmerk auf aktuelle Herausforderungen der Postmoderne. Während völkische Neuheiden einer „Überfremdung" ihrer Heimat entgegen wirken wollen, und Anhänger eines ökospirituellen Neuheidentums vor allem die Umweltzerstörung ins Visier nehmen, kritisieren universalistische Neuheiden die weit reichende Verantwortungslosigkeit auf allen politischen Ebenen. Bis diese keineswegs spezifisch heidnische Kritik allerdings öffentlich wahrgenommen und nicht länger von Vorurteilen überlagert wird, ist es wohl noch ein weiter Weg, wie zahlreiche Befragte selbst kritisch einschätzen.

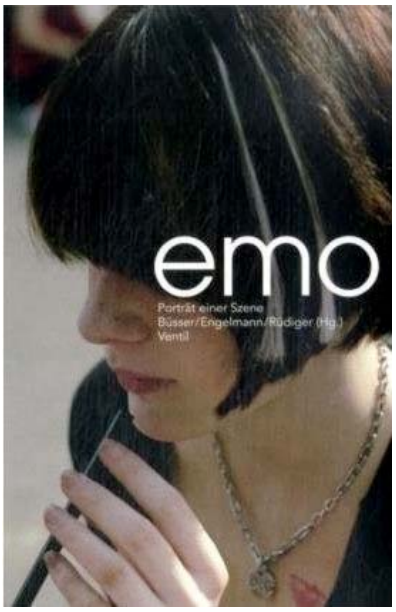
Zu den erwähnenswerten Ergebnissen des Soziologen zählt sicher auch die gründlich herausgearbeitete, differenzierte Wahrnehmung des Christentums auf Seiten der von Gründer Befragten: „Etwa die Hälfte […] benennen auf die (neutral formulierte) Frage nach der persönlichen Haltung gegenüber dem Christentum positive Aspekte dieser Religion. Darunter

dominieren wiederum Verweise auf die historische und gesellschaftliche Bedeutung christlicher Caritas bzw. des christlichen Gebotes der Nächstenliebe sowie auf die Wahrnehmung einer Strukturverwandtschaft zwischen volksreligiösem Katholizismus und dem eigenen polytheistischen Ritus."

Letztlich versteht Gründer Asatheismus als „Ausdruck einer zeitgenössischen Suche nach religiöser Wiederbeheimatung in einer durch Globalisierungsfolgen verunsicherten Lebenswelt", wobei sich das Denken und Handeln gerade junger Asatruar zunehmend an Selbstbestimmung, Demokratie und Verantwortungsbereitschaft im Privaten wie Gesellschaftlichen orientiert. Insofern ist Asatheismus nach Gründer dort, wo er nicht als Grundlage für völkische Ideologie dient, eine mittlerweile hochgradig differenzierte und zunehmend schwieriger überschaubare Religionskultur, wie sie für westliche Gesellschaften typisch ist, und die vor allem durch den Anspruch, in einer traditionalen Linie mit vorchristlicher Religiosität zu stehen, Außenstehende befremdet. Davon abgesehen sei im „Germanischen Neuheidentum" weniges so spektakulär oder gar gefährlich, wie es durch einseitige Forschung und Berichterstattung immer noch dargestellt wird.

Während seine Gesprächspartner Gründer scheinbar häufig „frei von der Leber weg" erzählt haben, was sie umtreibt, steht der Soziologe mit seinem überambitionierten Duktus wahrscheinlich einer Vielzahl von interessierten Lesern im Wege, denn seine fraglos lesenswerte, weil enorm differenzierte und mit innovativen Ein- und Durchblicken gespickte Studie ist auf sprachlicher Ebene keineswegs leichte Kost, sondern mithin so undurchdringlich wie das Schicksalsgeflecht in nordischen und keltischen Mythen. Die „Blótgemeinschaften" bedeuten somit nicht nur für den Autor eine Heidenarbeit; auch der Leser muss gewillt sein, den ständigen Wechsel zwischen lebensweltlichen Einblicken und deren zeitweilig unnötig komplexer Deutung auszuhalten.

Thor Wanzek



Martin Büsser, Jonas Engelmann, Ingo Rüdiger (Hg.):

Emo – Porträt einer Szene

Mit einer Fotostrecke von Jana Nowack
Ventil Verlag, Mainz 2009
Broschiert, bebildert, 224 Seiten, 16,90 Euro

Was ist dieses mysteriöse „Emo“? Eine ernst zu nehmende Jugendkultur oder lediglich ein oberflächliches Modephänomen? Viel belächelt und oft gehasst, obwohl Emos niemandem etwas tun außer sich selbst, wenn sie sich die Arme ritzen – denn dafür sind sie berüchtigt, obwohl dies gar nicht alle praktizieren.

Und was wird ihnen nicht noch alles vorgeworfen: Scheinbar sind sie zutiefst depressiv, schreiben sentimentale Gedichte, haben kein eindeutiges politisches Anliegen und scheuen gewalttätige Auseinandersetzungen. Allenfalls bringen ihre männlichen Vertreter mit dem schwarz-rosa Look und dem unaggressiven Habitus die Geschlechternormen in Unordnung. Eigentlich sehen sie eher niedlich aus und werden dafür zur Zielscheibe für Vertreter weit aggressiverer Jugendkulturen. Noch dazu, und dies zeigt der Beitrag von A. Mecklenbrauck, bedienen sie sich aus anderen Stilrichtungen, kombinieren die schwarzen Haare und Kleidung der Gothics, das Design der Punks und die Accessoires der Rockabillys, ohne deren Männlichkeitskult zu übernehmen.

Schauen wir zurück, so begann fast jede neuere Jugendkultur mit Bricolage: Punks vereinnahmten für sich Elemente wie die Sicherheitsnadel aus Muttis Nähkästchen, den Bondagelook der Fetischmode ebenso wie das Schottenmuster für Hosen, oder sie trugen (und das sieht man, auch bei Skinheads, bis heute auf *Real McKenzies*-Konzerten) gar einen Schottenrock. Gothics dekorierten sich mit Grabschmuck und Trauergewändern, die an die Mode vergangener Jahrhunderte erinnern, und Rockabillys griffen ganz selbstverständlich auf den Modestil der 1950er Jahre zurück. Und das bis heute – nur Emos sollten dies nicht dürfen. Selbst das Ritzen wird oft unsinnigerweise mit suizidalen Tendenzen verwechselt, dabei ist es nicht gefährlicher als die mittlerweile anerkannte Kunst des Tätowierens, die, bevor sie zum Körperkult des Mainstream erhoben wurde, als stigmatisierend verpönt war.

Das vorliegende Buch beschreibt mehr als dass es analysiert. Zunächst geht es um das ewige Drama im Zusammenhang mit Jugendkulturen, die Frage nach der Authentizität. Das zeigen die ersten beiden Aufsätze (von N. Wächter / K. Triebswetter und S. Greiner) des Bandes: Es lassen sich kaum Jugendliche finden, die sich selbst als „Emo" benennen, ebenso wie sich viele Bands gegen die Kategorie „Emo" sperren, obwohl sie von außen als solche gekennzeichnet werden können. Der Beitrag von C. Marmann bietet hierzu eine musikhistorische Einordnung von Emo. Eine Innensicht zur musikalischen Stilentwicklung und (gender-) politischen Haltung liefert das Interview von J. Engelmann mit *Fugazi*- und *Rites of Spring*-Frontman G. Picciotto und *Dance of Day*-Autor Mark Andersen. Außerdem findet sich am Ende des Buches der *Versuch einer Emo-Diskografie* von K. Künssler.

Es bleibt, neben der Mode, die sich dank ihrer „Niedlichkeit" gut verkaufen lässt und schnell Einzug in Mainstream-Modeketten fand, zur Identifikation von Emo-Jugendlichen in erster Linie deren Akzeptanz und Befürwortung von Emotionalität. Mit den Beiträgen von L. Rebstock, M. Büsser, E. Nordmann und J. Engelmann kommt das Buch, das sich leider wie so viele Publikationen zum Thema Jugendkultur zentral mit deren männlichen Vertretern beschäftigt, zum problematischen Bereich des Emo: Das androgyne, um nicht zu sagen „verweiblichte" Erscheinungsbild und Auftreten der Emo-Jungs. Dieses Phänomen greifen auch die Aufsätze von A. Kügler und K. Walter auf.

Während die offensichtlich männlich dominierten, klassischen Jugend- bzw. Subkulturen wie Rocker, Punks oder Skinheads durch rüpelhaftes Verhalten und Gewalt-, Alkohol- und Drogen-Exzesse von sich Reden machten, tun die männlichen Emos etwas scheinbar viel Schlimmeres: Sie knutschen. Offenbar ist dies die größte Provokation von allen. Unter dem Generalverdacht der (männlichen) Homosexualität stehend, werden Emos als schwul diffamiert und bedroht. Es zeigt sich, dass Homophobie nach wie vor ein Grundübel unserer Gesellschaft ist und nicht nur, wie es leider auch in diesem Buch geschieht, auf Migrantenkids und Rechtsradikale abgeschoben werden kann. Deutlich wird dieser Prozess unreflektierter und irreführender Differenzierung im Interview von J. Engelmann und I. Rüdiger mit dem Musiksoziologen M. Calmbach.

Auf eventuelle parallele lesbische Bestrebungen bei Emo-Mädchen wird nicht eingegangen. Allem Anschein nach lieben Emo-Mädchen ihre unaufdringlichen „schwulen" Emo-Jungs, aber das mag für die Kritiker von Emo schon ärgerlich genug sein. Zwei Beiträge im dritten Teil des Buches setzen sich immerhin theoretisch mit der Rolle von Frauen und Mädchen in der Musikszene und insbesondere im Bereich des Emo auseinander. K. Tongson diskutiert, stilistisch leider etwas schwer zugänglich, mögliche Schnittmengen zwischen Emo und Feminismus, und J. Hopper beanstandet ausdrücklich die mangelnde aktive Beteiligungsmöglichkeit junger Frauen in der Männerdomäne der Musikwelt. Das ist an sich nichts Neues, kann aber durchaus immer wieder kritisiert werden. Eine empirische Forschung

zur Selbstverortung von Emo-Mädchen in feministischen und/oder queeren Kontexten wäre hier jedoch begrüßenswert gewesen.

Weitere, aufschlussreiche Beiträge von Y. Eski, D. Akrap, M. Büsser, L. Thiele und J. Engelmann behandeln das Phänomen und die Problematik der Kriminalisierung von Emo in internationaler Perspektive. Hier wird die Relevanz dieser neuen, durch Web 2.0 vernetzten Jugendkultur im globalen Kontext besonders deutlich.

Während einige Beiträge auf die Frage nach der Außenwahrnehmung von Emo umfassend Antwort liefern, kommt die Innensicht der Szene etwas zu kurz. Wie Emo als neue Form adoleszenter Identitätsfindung funktioniert – auch dies eine der Fragen, die zu Beginn des Bandes aufgeworfen werden – scheint letztendlich nicht viel anders zu sein, als in anderen Jugendkulturen auch. Offenbar suchen Emo-Jugendliche ebenso nach Orientierung und nach Möglichkeiten, sich jenseits der Erwachsenenwelt und dem angepassten Mainstream zu positionieren, wie manch andere ihrer Altersgenossen. Deutlich wird hier jedoch der Einfluss veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. In einer auf Wettbewerb und Karriere ausgerichteten Gesellschaft äußert sich Protest eben auch darin, sich auf Innerlichkeit und Emotionen zurückzuziehen, anstatt die Ellenbogen einzusetzen und lautstark seine Meinung zu äußern.

Gabriele Vogel



Claudia Wilms:

Sprayer im White Cube

Tectum Verlag, Marburg 2010
Paperback, 120 Seiten, 24,90 Euro

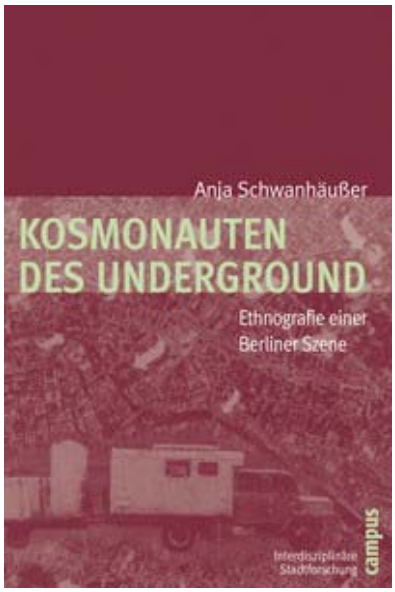
Die Angelegenheit ist nicht neu. Schon kurze Zeit nachdem im Jahr 1971 die New Yorker *United Graffiti Artists* für eine Kunstausstellung im City College Leinwände und nicht mehr U-Bahnen besprühten, war schnell vom Ausverkauf und Untergang der authentischen Graffitikultur die Rede. Mittlerweile hängen die Werke der Urenkel der damaligen Pioniere in

den Galerien und Museen der Welt – und dennoch sind die wilden Schriften und schrägen Figuren aus den städtischen Räumen nicht wegzudenken. Zu den gesprühten Namenszügen der Writer haben sich vor allem in den vergangenen beiden Jahrzehnten allerlei Ausdrucksformen gesellt, die mit dem Begriff „Street Art“ gefasst werden können und sich aufgrund ihres augenscheinlichen visuellen Kommunikationswillens in der Regel größerer Beliebtheit von Seiten szenefremder Betrachter erfreuen.

Der Deutung dieser Schablonensprühereien, Aufkleber und sonstigen grafischen und plastischen Interventionen widmet sich Claudia Wilms in Ihrem Buch *Sprayer im White Cube*. Anhand kulturanthropologischer Ansätze untersucht sie Street Art hinsichtlich ihres subkulturellen und subversiven Gehalts und hinterfragt das Verhältnis ihrer Urheber zum Vorwurf des Sell-Out und der Vereinnahmung vor dem Hintergrund der Ausstellungsobjekt- und Waren-Werdung ihrer Werke. Dies gelingt ihr in sehr anschaulicher Weise unter Einbezug der Prozesse Ästhetisierung, Romantisierung und Kommerzialisierung und mit einem wachen Blick auf die Kommunikationsfunktion und die Wirksamkeit von Street Art im öffentlichen Raum. Als empirische Grundlage dienen Wilms dabei eine Reihe von Interviews, die sie mit Akteuren des aktuellen Street Art-Geschehens im deutschsprachigen Raum geführt hat – und dazu zählt sie zu Recht nicht länger nur die aktiven Sprüher und Kleber selbst, sondern mittlerweile auch Kuratoren und Ausstellungsveranstalter.

Das Phänomen der Migration unkommerziellen Ausdrucks von der Straße in die weißen Hallen der Institution Kunst ist wie gesagt kein neues. Doch Wilms Untersuchung liefert dazu nun eine umfassende Interpretation, und das auf eine angenehme, ehrlich-kritische Art.

Matthias Jung



Anja Schwanhäußer:

Kosmonauten des Underground – Ethnographie einer Berliner Szene

Campus Verlag, Frankfurt am Main 2010
Broschiert, 333 Seiten, 34,90 Euro

Bei *Kosmonauten des Underground* handelt es sich um eine Studie über einen Teil des Berliner Technoundergrounds, ein Thema, das in den letzten Jahren sehr viel Aufmerksamkeit genossen hat und schon erschöpfend behandelt wurde. Anja Schwanhäußers Buch, eine am Institut für Europäische Ethnologie (HU Berlin) geschriebene Doktorarbeit, ist jedoch in diesem Feld eine der ausführlichsten Arbeiten und deshalb durchaus nicht redundant. Sie bietet eine Fülle an Informationen, die zwar an manchen Stellen ein wenig zu sehr ins Detail gehen und von etwas zu viel an Theorie und Zusatzinformationen belastet werden, aber insgesamt sehr lesenswert sind. Im Zentrum stehen hier Kollektive und Gruppen wie die Pyonen, welche sich zwischen Hippieromantik und Punkgestus bewegen und mit der Berliner Hausbesetzer- und Wagenburgszene verbunden sind. Diese Gruppen sind für eine Vielzahl von Partys in leerstehenden Gebäuden oder auf Freiflächen verantwortlich, die mittlerweile zu einer Art Aushängeschild Berlins geworden sind. So kommen als relevante Orte keine etablierte Clubs in der Studie vor (die bekannteste erwähnte Einrichtung ist die *Bar 25*), sondern Wagenburgen, nur über einen kurzen Zeitraum genutzte Ruinen oder die freie Natur im Umland Berlins. Das Buch stützt sich auf eine 12-monatige Feldforschung, die Anja Schwanhäußer Anfang der 2000er Jahre in dieser Szene durchgeführt hat. Es erlaubt Einblicke in die soziale Struktur, die Lebensstile und Praktiken dieser Szene, wie sie bisher so noch nicht für Außenstehende möglich waren. Auch werden die Spannungsfelder zwischen Selbstverwirklichung und ökonomischen Zwängen oder zwischen politischem Engagement und Hedonismus, in denen sich die Szene bewegt, eindrücklich dargestellt. In dieser Hinsicht ist das Buch eine lesenswerte Quelle, um sich über die Ursprünge dieser heute zur Touristenattraktion und zu wichtigem kulturellen Kapital Berlins gewordenen Feierkultur zu informieren.

Problematisch an dieser Studie ist allerdings, dass der Eindruck hervorgerufen wird, es handele sich bei dieser Szene um den Berliner Technounderground an sich. Hier muss angemerkt werden, dass es noch eine Vielzahl weiterer Teilszenen gibt, die sich zwar partiell mit dem in *Kosmonauten des Underground* behandelten Feld überlappen, aber auch in ganz anderen Formen und Strukturen auftreten können. In der unübersichtliche Masse an Labels, Clubs, Veranstaltern oder Plattenläden, die in Berlin zu finden ist, lässt sich ein breites Spektrum an unterschiedlichsten Lebensentwürfen, Einstellungen und Stilen finden, die zu einem erheblichen Teil in dem vorliegenden Band nicht erwähnt werden. Dass es beispielsweise auch viele eher bürgerlich lebende Akteure gibt, die wenig mit der Wagenburgkultur der hier erwähnten Szene anfangen können, wird weitestgehend ausgeblendet.

Außerdem fehlt in der Studie die Musik selbst – dass hier eine Countryband (die *Dead County Cool Boys*) als konkretester musikalischer Anhaltspunkt genannt wird und dass der einzige erwähnte Plattenladen (*Freak Out*) eher als Plattenladen für Rockmusik beschrieben wird, irritiert ein wenig. Es entsteht der Eindruck, dass es sich bei der untersuchten Szene eher um

eine hippieske Partykultur handelt, deren Anhänger zwar gerne zu Techno tanzen, aber ansonsten eher Rock und Ähnliches hören. Für viele PartygängerInnen ist es allerdings tatsächlich weniger wichtig, welche Technoplatten auf einer Veranstaltung gespielt werden. Von viel größerer Bedeutung ist für sie, dass man mit den richtigen Leuten feiern und eine schöne oder interessante Atmosphäre genießen kann.

Dieser Mangel an musikalischen Referenzpunkten ist jedoch nur dann problematisch, wenn man die Studie nutzen möchte, um etwas über die Rolle der Musik in dieser Szene zu erfahren. Von diesen Kritikpunkten abgesehen hat Anja Schwanhäußer ein sehr umfassendes Dokument geschaffen, das man zu den besten Studien über die Berliner Technoszene (bzw. über einen Teil dieser Technoszene) zählen kann, die bisher geschrieben wurden.

Daniel Schneider



Frank Lauenburg:

40 Jahre Skinheads. Jugendszene und Arbeitermythos

Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung, München 2009
Paperback, 110 Seiten, 19,90 Euro

Lauenburgs Prognose ist düster: Die Skinheads sind dem Untergang geweiht.

In Form einer erweiterten Staatsexamensarbeit für das gymnasiale Lehramt beschäftigt sich der Autor unter dem viel versprechenden Titel *40 Jahre Skinheads* auf knapp dreißig Seiten mit der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte sowohl der englischen als auch der deutschen Skinheadbewegung. Dem vorangestellt werden zehn Seiten zum Begriffsdiskurs in der Jugendkulturforschung, gefolgt von einer kurzen Darstellung der lückenhaften empirischen Grundlagen zur Klärung der Frage, inwieweit sich der Arbeitermythos der Skinheads von der gelebten Realität und der tatsächlichen Klassenzugehörigkeit unterscheidet.

Diese zentralen Abschnitte des vorliegenden Bandes sind recht ordentlich gemacht und bestehen zum Großteil aus Zitaten und Zusammenfassungen der verwendeten, zumeist deutschsprachigen Literatur. Fraglich bleibt, warum der Autor sich auf kaum zu entziffernde

Grafiken und, von ihm ausgiebig kritisiertes, reichlich veraltetes empirisches Material stützt. Hieraus resultiert Lauenburgs wenig innovative und sprachlich lapidar formulierte Erkenntnis:

> …- somit bleibt der *Mythos der Skinheads eine Jugend-Szene der Arbeiterschicht zu sein,* zwar vorhanden, aber mehr als ein *Mythos* [sic!] ist *Working Class* real eben nicht mehr. (S. 89, Kursivsetzung und Klammereinschub im Original).

Abschließend spekuliert der Autor in einem Nachwort etwas wirr über die Zukunftsperspektive der Skinheadkultur:

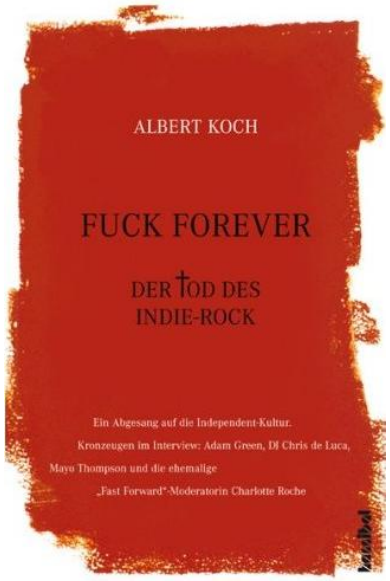
> Abgesehen davon, dass es nicht möglich ist, ein Geburtsdatum für eine Jugend-Szene festzulegen, so kann es grundsätzlich auch nicht möglich sein, ein Todesdatum vorzugeben, oft geschieht dies daher nur im Rückblick - aber um einen Untergang zu prognostizieren, dafür reicht es! (S. 91)

Neben einer oberflächlichen Erwähnung (vermeintlich) fehlender sozialer und politischer Voraussetzungen für ein Fortbestehen der Skinheadkultur, dient dem Autor als Beleg für deren prognostizierten Niedergang eine unnötig in die Länge gezogene Auflistung biografischer Daten von Ska- und Reggae-Größen der 1960er und 70er Jahre, die mittlerweile kaum noch aktiv, wenn nicht bereits verstorben sind. Diese erachtet Lauenburg als das dahinschwindende „letzte zentrale integrative Element der Skinhead-Szene“ (S. 99) und lässt dabei völlig außer Acht, dass deren musikalisches Erbe auf regelmäßig stattfindenden und von Skinheads gut besuchten Ska-Nightern von traditionsbewussten DJs sehr lebendig gehalten wird.

Ebenso existieren neben den vom Autor erwähnten weniger bekannten deutschen Bands weltweit jüngere und sehr erfolgreiche Ska-Formationen (wie The Aggrolites, The Slackers oder The Hotknives, um nur einige zu nennen), die spielend große Hallen mit einem vorwiegend aus der Skinhead-Szene stammenden Publikum füllen. Nicht zuletzt sind es jedoch die von Lauenburg ebenso vernachlässigten und weit weniger vergreisten Oi!-Bands, die mit Revival-Konzerten oder Neugründungen auf Festivals Scharen von nicht nur rechten Skinheads anziehen und damit eine ausgesprochen integrative Wirkung haben.

Zwar verweist der Autor durchaus geschäftstüchtig auf seinen 2008 erschienenen Band *Jugendszenen und Authentizität*, doch auch hier finden sich lediglich vier Interviews mit Personen aus der Skinhead-Szene. In mancher Hinsicht fehlt es dem Autor daher in der vorliegenden Arbeit an einem Blick über den eigenen Tellerrand und vor allem an einer ausführlichen empirischen Forschung. Somit bleibt sein Text auf dem Niveau einer nicht allzu tiefgehenden und wenig originellen studentischen Arbeit, die durchaus ihren Platz in der Fachbereichsbibliothek erhalten kann, aber nicht unbedingt als Buch hätte veröffentlicht werden müssen – geschweige denn das Potential hat, eine, wie vom Autor geplant, eigene „wissenschaftliche Reihe“ zu begründen.

Gabriele Vogel



Albert Koch:

Fuck Forever – Der Tod des Indie-Rock

Hannibal Verlag, Höfen (Österreich) 2010
Broschiert, 229 Seiten, 14,90 Euro

Liest man den Titel dieses Buches, werden zunächst Erinnerungen an die 1990er Jahre wach: ist der Indie-Rock (damals auch Grunge genannt) nicht schon damals gestorben, ist nicht damals schon eine mehr oder weniger undergroundige Musikszene von der Musikindustrie ausgeschlachtet worden? Oder ist das schon in den 1980er Jahren passiert, war Punk nicht auch einmal Underground und dann in den Charts und dann tot?

Die Phänomene und Mechanismen, die Koch hier beschreibt, sind altbekannt und schon oft thematisiert worden, eigentlich sind sie ein zentraler Aspekt in der Auseinandersetzung mit Jugend- und Subkulturen der letzten zwanzig bis dreißig Jahre. Der Eindruck, dass Koch hier dennoch ein interessantes oder zumindest unterhaltsames Buch geschrieben haben könnte, wird zu Beginn durch seinen polemischen Schreibstil und die immer wieder sehr treffenden Beschreibungen von z.B. typischen Verhaltensweisen des Publikums erzeugt. Er kritisiert viele Aspekte zu Recht und erzeugt sogar hin und wieder ein Schmunzeln. Alle bekommen hier etwas ab: die in ihrer Jugendzeit hängen gebliebenen Alt-Rocker genauso wie die heutigen „Indie-Spiesser", und auch die „Generation Nirvana", also diejenigen, die in 1990ern musikalisch sozialisiert wurden, werden angesprochen. Das liest sich flott und die kurzen Kapitel geben dem Buch eine angenehme Struktur.

Leider verschwindet dieser positive Eindruck im Laufe des Lesens zunehmend und erste Ermüdungserscheinungen machen sich bemerkbar. Es gibt zwar auch weiter hinten im Buch interessante Abschnitte, z.B. in dem Interview mit Charlotte Roche, in dem es um die Mechanismen von „cool" und „uncool" geht, oder wenn Koch über die Verklärung der Drogenabhängigkeit von Rockstars schreibt und kritisiert, dass hier kranken Menschen beim Sterben zugeschaut wird. Viel mehr, als dass Indie-Rock tot ist und seine Fans nur oberflächliche Konsumenten sind, hat Koch aber meistens nicht zu sagen.

Der zu Beginn unterhaltsame kritische Blick wird auf Dauer zu einem drögen Kulturpessimismus. Nach Koch hecheln die heutigen Indie-Rock-HörerInnen nur den neusten Trends hinterher und sind stumpfe Modeopfer. Das Publikum auf Partys ist bei ihm eine „anonyme, alkoholisierte, zugedröhnte Masse", die nur Gassenhauer hören will. Und auch Partys scheinen – ob nun Rock oder Techno gespielt wird – nichts weiter als Varianten von Ballermann und Oktoberfest zu sein, Unterschiede zwischen den Szenen sind lediglich Selbsttäuschung. Wenn sich jemand tatsächlich mit Musik auskennt, handelt es sich meist um Männer, die entweder verstörte Nerds sind oder ihr Wissen zur Profilierung nutzen, und um Frauen zu beeindrucken. Frauen erscheinen entsprechend fast ausschließlich als Groupies. Auch wenn Koch das Indie-Machotum kritisiert und eine Szene-Expertin wie Roche zu Wort kommen lässt, hat das Buch einen spürbaren chauvinistischen Unterton. Das alles wird wieder und wieder in verschiedenen Varianten durchgekaut und die stereotypen Sichtweisen gehen irgendwann doch sehr auf die Nerven, auch wenn viele der Problematiken, die er anspricht, tatsächlich existieren.

Auch die Komplizenschaft von Presse und Musikindustrie kritisiert Koch, und auch hier hat er irgendwie recht. Dennoch wirkt er dabei nicht gerade glaubwürdig, da er als Redakteur des *Musikexpress* selbst Teil der Maschinerie ist und ausgerechnet der *Musikexpress* bei dem in *Fuck Forever* eine zentrale Rolle spielenden Hype um die großen Indie-Rock-Bands der 2000er Jahre (Franz Ferdinand, Manu Diao, Kaiser Chiefs, etc.) besonders fleißig war. Der auf einen Hype folgende Abgesang bzw. das postulieren des „Todes" einer solchen Strömung gehört schon lange zu den Mechanismen der Musikindustrie und des Musikjournalismus und der nächste Hype lässt meist nicht lange auf sich warten. Kochs Buch wirkt in diesem Zusammenhang, zugespitzt formuliert, wie der Versuch der Gewinnmaximierung: Auf der einen Seite werden die gehypten Bands über Jahre auf die Titelbilder genommen, um Zeitschriften zu verkaufen. Auf der anderen Seite wird dann ein diesen Hype kritisch beleuchtendes Buch veröffentlicht, dass den Teil des Publikums anspricht, der in der Zwischenzeit von den immer gleichen Gesichtern gelangweilt ist.

Daniel Schneider

Annotationen Szenen

Alexander Nym:

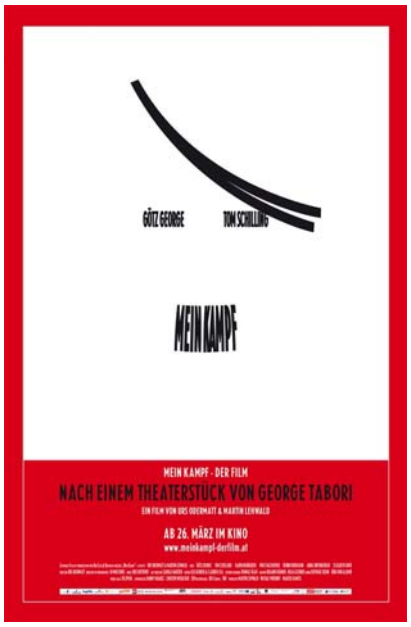
Schillerndes Dunkel

Plöttner Verlag, Leipzig 2010
Gebunden, 400 Seiten, 68,00 Euro

Schillerndes Dunkel, herausgegeben von Alexander Nym, gibt einen umfassenden Einblick in die Gothic-Szene. Auf 400 Seiten kommen verschiedene Autoren zu Wort, deren Essays unter fünf Kapiteln zusammengeführt werden. Unter den Autoren sind Journalisten, Wissenschaftler und Szenegänger. Der Band ist aufwendig gestaltet und ausführlich bebildert.

Vor allem die Bedeutung der Musik für die Szene wird hier deutlich. Es werden nicht nur Bands und Richtungen vorgestellt, sondern auch die Einflüsse der Szene veranschaulicht. Zudem wird der Mode ein eigenes Kapitel gewidmet, in welchem neben den ausgefallenen Kleidern und düsteren Roben auch der Fetisch und das Spiel mit den Kriegssymbolen einen Platz bekommen. **Ricarda Vetter**

FILM



Mein Kampf

Regie: Urs Odermatt.
DarstellerInnen: Götz George, Tom Schilling, Elisabeth Orth u. a.
Deutschland/Österreich/Schweiz 2009, 109 Minuten

Mein Kampf, inszeniert nach der berühmten Theatervorlage von George Tabori, erzählt die Geschichte eines absolut untalentierten, aber umso mehr von seinen Fähigkeiten überzeugten, verarmten Malers, der aus der österreichischen Provinz nach Wien kommt, um endlich berühmt zu werden. Vergeblich – die Kunstakademie nimmt ihn nach einem Probezeichnen erst gar nicht auf. Da nimmt sich ein Bettnachbar im Obdachlosenasyl seiner an, der alte, mit allen Wassern gewaschene Bibelverkäufer Schlomo Herzl, und bringt ihn PR-technisch auf Vordermann. Der Maler dankt es ihm, indem er Schlomo die Freundin ausspannt und mit den Deutschnationalen auf „Rattenjagd“ geht.

Der Film ist natürlich keine hundertprozentig historisch exakte biografische Arbeit, basiert jedoch auch in seinen Interpretationen sehr stimmig auf der realen Welt des jungen, schon damals fanatischen ideologischen Eiferers Adolf Hitler. Er kommt ernsthafter daher als die Vorlage von 1987, verzichtet auf manch derbe Pointe aus Taboris Stück, fügt aber, wohl vor allem den dramaturgischen Notwendigkeiten des anderen Mediums Film gehorchend, auch Szenen hinzu, die bei Tabori nicht vorkommen, zum Beispiel wenn sich Hitler in einer längeren Szene an die Beerdigung seiner Mutter erinnert. Dennoch wird er der Vorlage ebenso gerecht wie den heutigen, differenzierteren Ansprüchen an eine aufklärerische Medienarbeit zum Nationalsozialismus. Hitler wird weder dämonisierend überhöht noch als reine Comicfigur banalisiert, sondern als ganz irdisches Arschloch gezeigt. Das besonders für junge ZuschauerInnen Distanz schaffende Ambiente des alten Wien vor dem Ersten Weltkrieg, betont durch eine entsprechende (Kunst-)Sprache Hitlers, kontrastiert mit der Empathie weckenden, tragikomischen Figur des Schlomo Herzl, wunderbar gespielt von Götz George. Der Film rührt an, macht wütend, erschlägt aber nicht moralisch und ist in manchen Episoden durchaus witzig und unterhaltsam. Meines Erachtens dient er damit als eine

geeignete Basis und Interesse weckende Einführung für eine weitere Beschäftigung mit der Person Adolf Hitlers, aber auch mit dem der NS-Bewegung allgemein zugrunde liegenden Hass- und Neidkult, sowohl für die schulische als auch außerschulische politische Bildung und nicht nur mit Jugendlichen.

Klaus Farin

Jede Zelle meines Körpers

Dokumentarfilm. Regie & Drehbuch: Julia von Bothmer

Deutschland 2010, 35 Minuten.

Der Film ist ein Projektergebnis von WeTeK – *Werkstatt neue Technologien und Kultur* –, ein engagierter Berliner Träger der freien Jugendhilfe, der in Kooperation mit Jugendeinrichtungen, Schulen, anderen Trägern der Jugendhilfe, Senatsverwaltungen und bezirklichen Jugendförderungen Projekte im Bereich der Medien- und Kulturarbeit sowie Bildungsmaßnahmen organisiert. Ein O-Ton-Filmprojekt, das auf erklärende, einordnende, Widersprüche glättende Kommentare verzichtet und die Protagonistinnen, inhaftierte junge Frauen in der JVA Berlin-Lichtenberg, selbst zu Wort kommen und sich inszenieren lässt. Bente, Janine, Jenni, Justina, Melissa und Julia erzählen von ihrem Leben „davor", in der Anstalt und hoffentlich danach. Vom Scheitern, von Freude und Freunden, von Plänen und Träumen.

Unterstützt und begleitet wurden die Frauen von einer Medienpädagogin und einer Filmemacherin, die ihnen die technischen, ästhetischen, dramaturgischen und zeitlichen Anforderungen vermittelten und sie mit den Abläufen einer Filmproduktion vertraut machten. Über einen Zeitraum von sieben Monaten wurden Konzept und Drehbuch geschrieben, Filmaufnahmen gemacht, Rohmaterial gesichtet und der Film geschnitten.

Entstanden ist eine atmosphärisch dichte Dokumentation jenseits der gängigen Klischees, die, da war sich das Publikum bei der Premiere im Berliner Kino *Arsenal* weitgehend einig, nur einen Nachteil hat: Sie ist zu kurz. Man hätte den sechs inhaftierten jungen Frauen gerne noch länger zugehört.

Wann der Film als DVD in den Vertrieb kommt, stand beim *Journal*-Redaktionsschluss noch nicht fest. Weitere Infos auf: www.wetek.de.

Klaus Farin

VERÖFFENTLICHUNGEN UNSERER MITGLIEDER

Ronald Hitzler, Arne Niederbacher:

Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute

VS Verlag für Sozialwissenschaften, 3., überarbeitete und ergänzte Auflage, Wiesbaden 2010
Broschiert, 200 Seiten, 24,95 Euro

Leben in Szenen ist in dritter, überarbeiteter und erweiterter Auflage im Rahmen der Reihe *Erlebniswelten* beim VS Verlag erschienen. Die Untersuchung verfolgt das Ziel, Szenen in ihrer Differenziertheit anhand eines Operationalisierungskonzepts beschreiben zu können, welches die Vorzüge einzelfallbezogener mit denen verallgemeinernder sozialwissenschaftlicher Ansätze zu kombinieren imstande ist. Es wird ein Katalog von Szenen erstellt, zu deren Untersuchung als Kriterien die Erlebniselemente – thematischer Fokus, Einstellungen, Lifestyle, Symbole und Rituale, Treffpunkte und Events – sowie die Medien herangezogen werden. Zudem werden die für eine gesamtheitliche Darstellung der Szenelandschaft wichtigen Kriterien – wie geschichtlicher Hintergrund, Facts und Trends, Strukturen und Szeneüberschneidungen – untersucht. In dieser dritten Auflage werden nunmehr 20 Szenen behandelt, neu dazugekommen sind zum Beispiel Cosplay, HipHop, Punk, Skinheads und Ultras. Die Autoren greifen hierbei auf den Wissensfundus des von ihnen ins Leben gerufenen Internetportals *jugendszenen.com* zurück. Das Buch richtet sich wohl zunächst an Sozial- und Kulturwissenschaftler sowie Pädagogen, scheint jedoch, besonders aufgrund der übersichtlichen und ausführlichen Darstellung der einzelnen Szenen, durchaus auch für den interessierten Laien nachvollziehbar und anregend zu sein. **Alexander Kraus**

Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage:

Jugendkulturen zwischen Islam und Islamismus

Eigenverlag, Berlin 2011
Broschüre, 72 Seiten, 3,00 Euro (plus 1,50 Euro Versand), ab 10 Exemplaren 2,50 Euro (plus 7,00 Euro Versand)
Bezug über: SOR-SMC, Ahornstraße 5, 10787 Berlin
schule@aktioncourage.org
www.schule-ohne-rassismus.org

Die „Bestseller"-Broschüre von *Schule ohne Rassismus*, nun in erweiterter und aktualisierter Auflage, informiert über die vielfältigen Jugendkulturen, die sich in Deutschland in den

zurückliegenden Jahren entwickelt haben und sich ganz bewusst auf den Islam beziehen. Welche Musik hören Jugendliche, die sich dieser Szene zugehörig fühlen? Welche Modetrends gibt es unter ihnen? Welche Organisationen werben unter Jugendlichen um Gefolgschaft? Das Heft gewährt Einblicke in einen bunten Kosmos voller Widersprüche. In der Neuauflage sind nicht nur die früheren Texte aktualisiert worden, sondern auch neue Beiträge hinzugekommen, u. a. zur Diskussion über den Islam in Deutschland, eine Analyse von Elementen islamistischer Ideologie sowie ein Kurzportrait von Yusuf Al-Qaradawi, der als wichtiger Vordenker von Islamisten gilt.

In Kapitel I „Style Islam – go spread the word!“ werden aktuelle islamische Jugendtrends vorgestellt: Einige Jugendszenerien erinnern an Jesus Freaks und Neo-Hippies und sind lustvoll dem Leben zugewandt. Andere wiederum erscheinen wie die Widergänger der totalitären politischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts: Sie lehnen Demokratie und individuelle Freiheitsrechte ab und befürworten Gewalt zur Durchsetzung ihrer mehr politischen als religiösen Ziele. In Kapitel II „Lifestyle für die Umma“ geht es um die Erkennungszeichen, die sagen: „Du gehörst zu uns und ihr nicht.“ Schmuck, Accessoires und die Frage „Was isst du?“ gehören ebenso zum Lebensstil dazu wie der richtige Umgang und der korrekte Partner für die Liebe. Kapitel III „Soundtrack für Allah“ informiert über aktuelle Musiktrends in den religiös-islamischen Jugendszenen. Kapitel IV „Islam 2.0 – Die Medien“ gibt Einblicke in die Vielzahl der Medien, die den islamischen und islamistischen Jugendszenen heute zur Verfügung stehen. Kapitel V „Islamische und islamistische Organisationen“ stellt eine Auswahl wichtiger Organisationen vor, die auch unter Jugendlichen in Deutschland um Mitglieder werben.

Die Broschüre richtet sich vor allem an Jugendliche selbst, an SozialpädagogInnen und LehrerInnen sowie alle in der politischen Bildung Tätigen. „Gut aufgemacht, leicht verständlich und gleichzeitig fundiert“, urteilte die *taz* seinerzeit über die Erstauflage. „Die Broschüre klärt auf, sie hetzt nicht. Sie will helfen, den Einfluss der totalitären Ideologie des Islamismus zurückzudrängen – gemeinsam mit den Muslimen. Dafür ist sie bestens geeignet.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. **Klaus Farin**

---

kollektiv orangotango (Hg.):

Solidarische Räume & kooperative Perspektiven. Praxis und Theorie in Lateinamerika und Europa

AG SPAK, Neu-Ulm 2010
Broschiert, 273 Seiten, 18,00 Euro

Müssen wir die kapitalistischen Krisen und die Zumutungen der neoliberalen Globalisierung stillschweigend erdulden oder können wir unsere Zukunft aktiv und positiv mitgestalten? Wie können wir unsere Träume verwirklichen und unsere Utopien heute schon leben?

Auf der Suche nach wegweisenden Antworten und Alternativen jenseits des Mainstreams führt dieser Sammelband die Leserinnen und Leser durch zahlreiche Ansätze solidarischer und kooperativer Praktiken und gesellschaftskritischer Reflexionen. Er vereint Analysen, Dokumentationen, Interviews, Bilder und wissenschaftliche Essays von über 30 lateinamerikanischen und europäischen Autorinnen und Autoren – darunter ÖkoaktivistInnen, KünstlerInnen, Professoren, HausbesetzerInnen und PädagogInnen.

Dabei will dieses Buch vor allem eines: Zur Eigeninitiative motivieren! Ob kreativer Straßenprotest, Solidarische Ökonomie, Video-Aktivismus, Gemeinschaftsgarten oder Wohnprojekt – die im Buch vorgestellten Erfahrungen mit solidarischen und kooperativen Organisationsformen und alternativen Wirtschafts- und Denkweisen bieten einen reichhaltigen Fundus für alle, die in Bewegung(en) sind.

Das Buch kann direkt per Mail an info@orangotango.info (mit Namen, (Liefer-)Anschrift und der gewünschten Bücheranzahl (Mengenrabatte bitte anfragen) bestellt werden. Versandkosten: 1,50 Euro; Selbstabholung ist in Berlin, Tübingen und Freiburg möglich. **Matthias Jung**

Gangway e. V.:

Down Town Berlin. Geschichten aus der Unterstadt. Gangway e. V. – 20 Jahre Straßensozialarbeit in Berlin.

Eigenverlag, Berlin 2010
Broschiert, 351 Seiten, 12,80 Euro
Bezug über den Buchhandel oder unter http://www.jugendkulturen.de

> „‚Cooles Gefühl', meint Dustin. ‚Wir haben scheiße gebaut, aber wir haben's wieder hinbekommen.'" (S. 243)

In *Down Town Berlin* erzählen StreetworkerInnen selbst ihre Geschichten aus 20 Jahren Tätigkeit für den 1990 gegründeten Verein *Gangway e. V.,* der mit derzeit rund 50 MitarbeiterInnen in neun Berliner Bezirken (siehe www.gangway.de) aktiv ist. Geballte Praxiserfahrungen, Utopien, die sich zerschlagen haben, Wünsche, die erfüllt wurden, Träume, die überlebt haben. Redaktionell betreut wurde das Werk von der Berliner Autorin Anja Tuckermann. **Klaus Farin**

Hartmut Griese, Rainer Schulte, Isabel Sievers unter Mitarbeit von Mehmet Canbulat, Emel und Gürcan Ültanir:

„Wir denken deutsch und fühlen türkisch.“ Sozio-kulturelle Kompetenzen von Studierenden mit Migrationshintergrund Türkei

Unidruck, Hannover, 2. überarbeitete Auflage 2010
Broschiert, 190 Seiten, keine Preisangabe

Eine Neuauflage im Eigendruck der ursprünglich im insolventen IKO-Verlag erschienenen Studie deutsch- und türkischstämmiger ErziehungswissenschaftlerInnen, die einmal nicht die Defizite und Probleme in den Fokus stellt, sondern die Kompetenzen und Potentiale, die sich auch aus einem Migrationshintergrund ergeben. **Klaus Farin**

CULTURE ON THE ROAD





Ein Projekt zur Förderung von Anerkennung und Anti-Rassismus des Archiv der Jugendkulturen e.V.

Culture on the Road ist ein variables Programm von Informationsveranstaltungen und praktischen Workshops für einen oder mehrere Projekttage. Es kann bundesweit in Schulen, Ausbildungsstätten und Jugendhäusern durchgeführt werden.

Die zwei wesentlichen Komponenten sind:

1. Politisches Wissen im Jugendalltag: sachlich und informativ

Aufklärung über Gruppierungen und Organisationen von Jugendlichen, die in ihren Lebenseinstellungen und politischen Positionen rassistische und gewaltbereite Züge aufweisen – bis hin zu ausdrücklich rechtsextremen Jugendorganisationen. Zwar scheint die Zeit der großen Umzüge von neonazistischen Verbänden, wie man sie in den neunziger Jahren erleben musste, vorbei zu sein. Jedoch lässt sich heute ein breiter Mainstream von rechtsextremen Haltungen beobachten. Er ist über die Grenzen bestimmter Gruppierungen hinaus wirksam und leistet gewaltsamen Exzessen Vorschub.

2. Jugendkulturen im Austausch: spannend und kreativ

Lebensnahes Kennenlernen einer Vielfalt von Jugendkulturen, die von toleranten Haltungen und einem gewaltfreien Selbstverständnis getragen sind. Szeneangehörige von HipHop, Dancehall-Reggae, Skateboarding, Techno, Gothic, Punk und anderen Stilrichtungen stellen „ihre Szene“ vor. Sie berichten über die Entstehungsgeschichte und präsentieren die wesentlichen Inhalte aus Musik, Text und Lebenshaltung. In praktischen Workshops können sich die TeilnehmerInnen selbst in DJing, Skaten, Streetdance oder Graffiti-Sprühen versuchen.

Die Begegnung mit kreativen Jugendkulturen vermittelt Weltoffenheit und eine anti-rassistische Haltung. In den Regionen, in denen „rechte“ Jugendcliquen und -stile dominieren, stellen sie eine erfahrungsreiche Alternative dar.

Das Team von Culture on the Road besteht aus Fachleuten zu Politik, Rechtsextremismus und Jugendkulturen sowie aus Szeneangehörigen. Sie sind direkte Ansprechpersonen und können zu alternativen Identifikationsfiguren werden. Es wird in interaktiven Referaten, Informationsrunden, Rollenspielen und praktischen Workshops gearbeitet.

Interessierte PädagogInnen, JugendarbeiterInnen oder AnbieterInnen von politischer Bildung oder jugendkulturellen Aktivitäten können mit dem Archiv der Jugendkulturen e.V. Kontakt aufnehmen. Gemeinsam stimmen wir das Culture-on-the-Road-Programm auf Ihre Bedürfnisse ab.









Und so erreichen Sie uns:

Archiv der Jugendkulturen e.V.
Fidicinstraße 3, 10965 Berlin
Fon: 030/694 29 34, Fax: 030/691 30 16
archiv@jugendkulturen.de
www.culture-on-the-road.de

Das Projekt wird gefördert im Rahmen des Programms „Toleranz fördern – Kompetenz stärken!“ und von der Bundeszentrale für politische Bildung.

TOLERANZ FÖRDERN KOMPETENZ STÄRKEN

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

bpb: Bundeszentrale für politische Bildung